

Der
Deutsche Kulturpionier.



Nachrichten

aus der

Deutschen Kolonialschule

für

die Kameraden, Freunde und Gönner

ausgegeben vom Direktor Prof. Fabarius.

Witzenhausen a. d. Werra — Wilhelmshof.

9. Jahrgang 1909.

Nr. 4.

— Jahresbezugspreis Mf. 4,00 Ausland Mf. 4.50 —

Der
Deutsche Kulturpionier.



Nachrichten

aus der

Deutschen Kolonialschule

für

die Kameraden, Freunde und Gönner

ausgegeben vom Direktor Prof. Fabarius.

Witzenhausen a. d. Werra — Wilhelmshof.

9. Jahrgang 1909.

Nr. 4.

— Jahresbezugspreis Mk. 4,00 Ausland Mk. 4.50 —

Zur Einführung.

Diese zwanglosen Hefte wollen und sollen nicht irgend „einem langgeföhlten Bedürfnis abhelfen“ oder in Wettstreit treten mit anderen kolonialen, geographischen und ähnlichen Blättern und Zeitschriften.

„Der Deutsche Kulturpionier“ will vielmehr nichts anderes sein, als ein geistiges und doch sichtbar wirkendes Band, welches die Glieder der Deutschen Kolonialschule daheim und über'm Meer zusammenhält, er soll insonderheit sein ein deutscher Heimatsgruß an die Kameraden draußen, ein Liebesbote, der in seiner Tasche nützliche und gute, freundliche und ernste Kunde hin und her trägt und nicht zum wenigsten auch ein treuer Freund, der unseren wackeren Pionieren auf einsamen Posten manch guten Wink geben soll für Arbeit und Streben wie für Herz und Gemüt! So trete er denn hin zu jedem mit einem herzlichen deutschen: „Grüß Gott!“ —

„O Deutschland, herrliches Vaterland.“

Von Dr. P. Aldinger.

Sang der Deutschen Kolonialschule,
in Musik gesetzt von W. Weber.

O Deutschland, herrliches Vaterland
Du Land der Eichen und Linden,
Wo ist, wenn du prangest im Maiengewand,
Ein schön'res auf Erden zu finden?
Du streckst deine Glieder vom Fels zum Meer,
Dich breitend in lieblichen Auen,
Dich türmend gebirgig so hoch, so hehr,
Bald wie ein Garten zu schauen.

Du trägst ein Volk, das, in Treue echt,
In friedlichem Fleiße sich reget,
Das, wenn der Feind sich zu nahen erfrecht,
Mit blankem Schwerte ihn schläget.
Laß uns nur zieh'n in die weite Welt,
Für dich wir streben und streiten;
Wie ein Lieb dich ein jeder im Herzen behält,
In fernsten Ländern und Breiten.

Es mühen sich heiß um der Erde Gut
Die Völker in Wettstreit und Jagen,
Wir setzen ein unsere Kraft, unser Blut,
Zu siegen in mutvollem Wagen.
Wir ziehen gewappnet auf ferne Wacht,
Der deutschen Kultur Pioniere,
Im friedlichen Kampfe wir schlagen die Schlacht,
Daß Deutschland mit Ehren sich ziere.

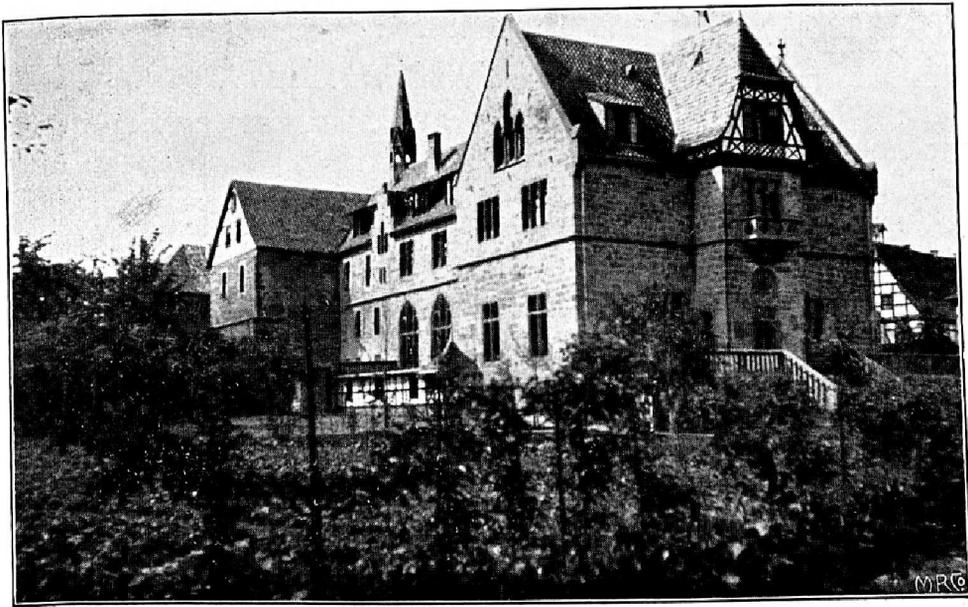
O deutsches Volk, o du heimatlich Land,
Wir wollen vom Worte nicht weichen;
Was der Geist ersann, was erschaffen die Hand,
Soll dir nur zur Ehre gereichen.
Drum Brüder noch einmal zum Schwure die Hand
Mit Gott und für Deutschlands Ehre,
Für unsere Lieben, das Vaterland,
Daheim und fern über'm Meere!





Handwritten signature

Regent von Braunschweig,
Schutzherr der Deutschen Kolonialschule.



Neubau (Nordost).

I. Rückblick und Ausblick.

Vom Herausgeber.

Unter eigenartigen Verhältnissen zieht diesmal der „Kulturpionier“ hinaus. Wie unseren Freunden und den Kameraden draußen ja wohl schon bekannt geworden ist, hat das zurückliegende Jahr der Kolonialschule in ihrer bisherigen Entwicklung eine ernstliche Krisis gebracht. Schneller aber, als sich das ursprünglich vermuten und befürchten ließ und ohne die zeitweis als notwendig erscheinenden radikalen Aenderungen ist diese Krisis, wie wir mit Zuversicht und im Vertrauen auf den guten alten Geist und die erprobten alten Grundsätze der Deutschen Kolonialschule hoffen dürfen, wieder überstanden. Daß diese Ereignisse nicht ohne schwere und alle Teile tief innerlich berührende Erfahrungen wie Entscheidungen vorübergegangen sind, ist, wenn auch äußerst beklagenswert, doch nur natürlich. Darum soll für uns das Vergangene nunmehr abgetan sein.

Nach dem ernststen Abschluß des ersten Jahrzehntes unserer Wirksamkeit sehen wir, wie schon betont, der Entwicklung eines neuen Jahrzehntes mit ruhigem Ernst und doch zugleich mutiger Hoffnung entgegen. Wir glauben dazu umso mehr berechtigt zu sein, als wir sowohl bei allen maßgebenden Freunden und Kennern unserer Arbeit ebenso, wie bei dem überwiegenden Teile der alten und jungen Kameraden, insonderheit auch dem neuen Geschlechte hier, sichtlich Verstandnis für die Eigenart und die Notwendigkeit der Eigenart unserer Aufgaben, Grundsätze und Ziele gefunden haben.

Wenn irgend etwas, so haben es gerade die Erfahrungen der vergangenen Monate erwiesen, daß die Deutsche Kolonialschule entweder in den ursprünglich festgestellten Formen und Zwecken lebensfähig ist, gedeihen und sich entwickeln kann, oder daß sie dies überhaupt nicht erreichen kann. Alle Versuche mit Aenderungen oder gar Umstürzungen erweisen sich immer wieder als verfehlt, ja verhängnisvoll. Soll die Arbeit hier unentwegt weiter geführt werden, dann wird es nötig sein, die ersten Lehren jener Ereignisse sorgsam zu berücksichtigen und, wie mir wenigstens scheint, an den ursprünglichen Grundsätzen und Zielen mit rückhaltloser Stetigkeit festzuhalten und sie immer mehr zu vertiefen. Mindestens aber hat die zurückliegende Zeit erwiesen, daß eine Aenderung der inneren Grundsätze eine völlige Aenderung unserer äußeren wirtschaftlichen Verhältnisse und Lebensbedingungen sowie unserer Lehrziele und unseres Lehrbetriebes zur Folge haben müßte.

Da aber für diejenigen, welche auf anderem Wege als dem der Kolonialschule die Vorbereitung und den Uebergang in die Kolonialarbeit suchen, ohnehin reichlich genug anderweitig gesorgt ist, sei es durch das Orientalische Seminar oder das Tropenhygienische Institut Tübingen oder die Kolonial-Akademie Halle und durch die Errichtung des Kolonial-Instituts in Hamburg, so liegt zudem auch kein vernünftiger Grund vor, die Kolonialschule etwa so einzurichten, daß sie das „Mädchen für alles“ werden könnte und alle möglichen und unmöglichen, namentlich die verschiedenartigsten und subjektivsten Ansprüche zu befriedigen versuchen sollte. Für wesentlich verschiedenartige Bedürfnisse müssen auch an verschiedenen Orten verschiedenartige Einrichtungen getroffen werden. Wir sind vorurteilsfrei genug, um immer wieder, — wie wir das nicht nur den vorgenannten kolonialen Bildungsanstalten gegenüber, sondern namentlich auch gegenüber den Hohenheimer und sonstigen Plänen schon oft betont haben, (vergl. Rückblick und Ausblick der letzten Nummer des K. B.) — zu erklären, daß wir uns über jeden neuen Weg und Versuch freuen, der zur Förderung tüchtiger Kolonialarbeit und ernstester Kulturbestrebungen über See dienen kann.

Im Anschluß hieran erscheint es uns nicht unangebracht, an dieser Stelle das unbefangene Urteil eines Unparteiischen wiederzugeben, das wir einem Bericht über einen von der Abteilung Braunschweig der Deutschen Kolonialgesellschaft veranstalteten Vortragsabend entnehmen:

„Als Redner war Dr. phil. Otto Luk gewonnen worden, der aus eigener genauer Anschauung über die Kolonial-Institute und Kolonial-Museen Hollands, Belgiens und Englands im Vergleiche zu den deutschen, nach ihrem ästhetischen und wissenschaftlichen Charakter sprach.

In seinen Worten streifte der Redner die Verwaltung unserer Kolonien. Er meinte, obwohl zum Teil sehr tüchtige Beamte und Offiziere in die Kolonien geschickt worden seien, so wären bisher

doch manche Klagen über den deutschen „Assessorismus und Militarismus“ laut geworden. Zum Studium der Kolonialwissenschaften sei jetzt aber in Deutschland vielfach Gelegenheit geboten. An fast allen deutschen Universitäten, technischen, landwirtschaftlichen und Handels-Hochschulen würden Vorlesungen über kolonialwissenschaftliche Gebiete gehalten. Kein anderes Land vermöchte in dieser Hinsicht so viel zu bieten, wie gerade Deutschland. Es würde sogar die Errichtung eines Lehrstuhls für „Kolonialpolitik“ geplant. Insonderheit aber sei der Vorwurf des Assessorismus und Militarismus nicht mehr mit Recht zu erheben, seit Deutschland mit seiner Kolonialschule in Wizenhausen seit Jahren eine große Anzahl Pioniere nach unseren Kolonien entsendet. Versorgten andere Institute eine mehr wissenschaftliche Ausbildung, so lege diese Schule neben der wissenschaftlichen Unterweisung vorwiegend Wert auf die praktische Ausbildung und die Charakterbildung der jungen Leute für ihren, große Anforderungen stellenden künftigen Beruf. Seit einem Jahrzehnt schon arbeitet die Kolonialschule in Wizenhausen mit großem Erfolg. Sie ist eins der besten Institute und hat sehr großen Segen gestiftet. Was sie Tüchtiges geleistet hat, wird man erst in vollem Umfange ermessen können, wenn ihre Schüler einmal längere Zeit im Auslande tätig gewesen sind.

Diesem Institut gegenüber kann man schlechterdings nicht mehr von der in Deutschland mangelnden Möglichkeit einer tüchtigen theoretischen Ausbildung für den Kolonialdienst sprechen. Die Franzosen hätten für unsere Kolonialschule in Wizenhausen ein sehr schmeichelhaftes Urteil.

Der Redner skizzierte dann die Kolonialinstitute in Holland: das Institut für Vorbildung der Juristen und Verwaltungsbeamten für Niederländisch-Indien in Delft, jetzt in Leyden, den Haag der Forstleute und Landwirte in Wageningen, ferner die belgischen Institute für die Vorbildung der Landwirte und Kaufleute für den Kongo-Staat in Löwen, Anvers und Gemblour, die Institute für die Vorbildung der Gärtner in Bilvorde, und gab Aufschlüsse über die belgische „Ecole Mondiale“. Hierzu bemerkte er, daß die Belgier als Kolonisatoren einen ziemlich anrühigen Ruf genossen, Sie haben vor allem die Sucht, durch ihre Kolonien reich zu werden, sie seien aber trotzdem tüchtige Leute. Weiter wies der Redner auf die Eigenart des englischen Bildungswesens, die Gramina der Kolonialbeamten für Indien, die Vorbildung der Tropenärzte in den Schools of tropical medicine in London und Liverpool hin unter Erwähnung der übrigen englischen kolonialen Vorbereitungsinstitute für den Aufenthalt in den Kolonien, speziell der geographischen Kurse für Kolonialbeamte oder Ansiedler an der Royal Geographical Society. Im Anschluß hieran zog der Redner einen Vergleich mit den deutschen Kolonialinstituten, als der bereits erwähnten Kolonialschule in Wizenhausen, den Kolonial-Akademien in Hamburg und Halle, dem Institut für Tropen-

Hygiene in Hamburg, für ärztliche Mission in Tübingen, dem orientalischen Seminar in Berlin, indem er darauf hinwies, daß die ganze Ausbildung der Kolonialbeamten in England sich lediglich auf Indien bezöge, während für die anderen Kolonien durch eine besondere Ausbildung gar nicht oder doch nicht in entsprechendem Maße Sorge getragen würde. Ferner streifte er das Vorlesungsweisen über koloniale Dinge an unseren Hochschulen und Handelsakademien. Dann führte der Redner die Zuhörer an der Hand sehr scharfer Lichtbilder in die Kolonial-Institute und Museen der genannten Länder und in die Gewächshäuser zur Anzucht von Saatgut für die Kolonien in Dahlem bei Berlin. Einen deutlichen Begriff wußte der Redner mit diesen Bildern namentlich von der Größe und der Bedeutung der englischen Kolonial-Museen zu geben. Er schloß seine Ausführungen mit dem Wunsche, daß das Verständnis für die kulturellen Aufgaben des Staates gegenüber den Kolonien und die Erkenntnis des Wertes unserer Kolonien für das Mutterland in immer breiteren Kreisen sich ausdehne.



Schülergruppe.

II. Nachrichten aus **Wilhelmshof.**

I. Schutzherr und Kuratorium der Deutschen Kolonialschule.

Schutzherr: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg,
Regent von Braunschweig.

Kuratorium:

Kommerz.-Rat Erh. Aug. Scheidt, Fabrikbesitzer, Rettwig.
Vorsitzender des Kuratoriums.
D. Umbek, Generalsuperintendent, Koblenz,
1. stellv. Vorsitzender.
Moritz Schanz, Chemnitz,
2. stellv. Vorsitzender.
Dr. Wilh. Arning, Stabsarzt a. D., Mitglied des Reichstages
und Abgeordnetenhauses, Hannover.
Dr. Hindorf, Direktor, Charlottenburg.
A. von Osterroth, Gutsbesitzer, Koblenz.
Dr. R. Popp, Kaufmann, Koblenz.
Kammerherr von Rankau, Hofmarschall, Braunschweig.
W. von Redlinghausen jr., Köln.
Dr. Karl Redeker, Generaloberarzt a. D., Koblenz.
G. A. Schlehtendahl, Kaufmann, Barmen.
Dr. Paul Wesenfeld, Rechtsanwalt, Barmen.
Prof. Dr. Wohltmann, Kais. Geh. Neg.-Rat, Halle.

Der Geschäftsführer:

Direktor Prof. G. A. Fabarius, Wizenhausen.

2. Lehr- und Wirtschaftskräfte.

Allgemeine Verwaltung:

Direktor und Geschäftsführer: Professor E. M. Fabarius.
Rassen- und Hausverwalter: Rendant M. Ludwig. Buchführer:
E. Hofmann. Lehrling: G. Sippel. Hausmeister: Dreyer.
Kanzlei: Fel. E. Rückelhan.

1. Unterricht:

Direktor Prof. Fabarius: Docent für Kolonialwirtschaft, Völker-
kunde, Kultur- u. Kolonial-Geschichte, Erdkunde u. s. w.
Dr. Hindorf=Berlin, Dr. Fröhlich=Göttingen in Vertretung
des beurlaubten Prof. Dr. Jesca: Docent für tropische und
heimische Landwirtschaft, Geologie, Klimalehre, u. s. w.
Dr. Pessler: Docent für Chemie, Botanik, Physik u. s. w.
Tierarzt Schröter: Docent für Tierzucht, insbesondere tropische
und subtropische Tierhaltung; Demonstrationen und Erfur-
tionen; Tierheilkunde.
Titl. Rat Wilhelmson: Sprachlehrer für Spanisch, Portugiesisch,
Suaheli, Französisch.
Cand. cam. Rudlenz: diensttuender Lehrer, Bücherwart, Lehrer
für Englisch und Planzeichnen.
3. St. unbesetzt: Diensttuender Lehrer.
Pfarrer Grisebach: Auswanderer-Anwalt und Geschäftsführer des
Ev. Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer,
Lehrer für Englisch.
Sanitätsrat Dr. Collmann: Hausarzt und Samariterkursus.
Amtsgerichtsrat Driessen: Rechtskunde und Holländisch.
Steuer-Inspektor Hahn: Landmessen und Kulturtechnik.
Inspektor Hunsinger: Praktische landwirtschaftliche Vorführungen.
Gartenmeister Sonnenberg: Theoretischer Gartenbau, Obstzucht,
Weinbau u. s. w.

Auswärtige Docenten und Lehrer mit Lehrauftrag: ~~==~~

Prof. Dr. Büsgen, Kgl. Forstakademie Münden: Botanik der
tropischen und subtropischen Wälder.
Forstmeister Prof. Dr. Fentsch, Kgl. Forstakademie Münden:
Forstwissenschaft.
Architekt Prof. Strehl, Kassel: Baukunde: Hoch- und Tiefbau mit
Bauzeichnen.
Sanitätsrat Prof. Dr. Karl Menze, Kassel: Tropen-Gesundheits-
lehre.

Direktor von der Na, Direktor der Handelsschule in Kassel:
Buchführung und Handelslehre.
Wiesenbaumeister Bertelmann, Wiesbaden: Wiesenbau, Be-
wässerungsanlagen (im Bedarfsfalle).
Präparator Bleil, Kassel: Uebungen im Präparieren.

2. Landwirtschaft:

Inspektor: Hunsinger.
Hofmeister: Stahlhut.
Meier: Hedrich.
Oberschweizer: Syger.

3. Gärtnerei:

Obergärtner: Müller, Gewächshäuser, Anlagen.
Obergärtner: Koepf, Gemüsebau und Treibbeete.
Obergärtner: Geipel, Baumschule, Obstgärten u. Weinberge.
Forstwart Einsiedel, Waldwirtschaft,
Obstpflanzungen.

4 Werkstätten:

Sattlerlehrmeister: Jäger.
Hofmaurer: Amthauer.
Hofstellmacher: Eissfeld.
Hofschreiner: Krätzer.
Hofschmied: Langnese.

5. Hauswirtschaft:

Hausverwalter: Rendant Ludwig.
Wirtschasterin u. Beschließerin: Frau Kelly.
Stubenfrauen: Frau Wikel; Frau Heise;
Frau Lepper.
Kutscher: de Groote.
Hausdiener: Gries; Leib; Steiner; Jatho.
Nachtwächter: Funke.



Schloß Berlepsch.

3. Schülerverzeichnis des Wintersemesters 1909/10.

(Erstes Vierteljahr.)

- a. Name. b. Geburtsort und -tag. c. Heimat. d. Bekenntnis. e. Stand des Vaters. f. Bildungsgang. g. Eintritt.
1. a. Arnhardt, Erich, b. Schmalkalden 20./4. 91. c. Schmalkalden, d. evang., e. Fabrikant, f. Oberrealschule, g. 29./4. 08.
 2. a. Bach, Arnim, b. Zeulenroda Neuß ä. L., 26./11. 90, c. Zeulenroda Neuß ä. L., d. evang., e. Kaufmann †, f. Real-Gymnasium, g. 17./10. 08.
 3. a. Bach, Hanns, b. Naundorf b./Rößschenbroda i. Sa. 30./11. 89, c. Rößschenbroda i. Sa., d. evang., e. Gärtnereibesitzer, f. Realgymnasium, g. 17./10. 08.
 4. a. Bayha, Hermann, b. Zaug i. Wittbg., 16./8. 88, c. Bissingen a. Enz Wittbg., d. evang., e. Pfarrer, f. Realschule, landw. Winterschule, landw. Cleve, g. 17./10. 08.
 5. Bergstraeffer, Ernst, b. Dresden 30./8. 89, c. Dresden, d. evang., e. Fabrikant, f. Realschule, g. 17./10. 08.
 6. a. Bernsau, Kurt, b. Ruhrt Rh. 22./11. 91, c. Ruhrt Rh., d. evang., e. Fabrikbesitzer und Kaufmann, f. Real-Gymnasium, landw. Cleve, g. 17./10. 08.
 7. a. Bertling, Friedrich, b. Rautheim in Braunschweig, 26./10. 89, c. Braunschweig, d. evang., e. Blechwarenfabrikant, f. Realschule, g. 19./10. 09. Praktikant.
 8. a. Bofelmann, Hans—Herbert, b. Kiel 16./8. 91, c. Kiel, d. evang., e. Justizrat, f. Gymnasium, Reform-Realgymnasium, Erziehungsanstalt Reilhan, g. 28./4. 09. Praktikant.
 9. a. Boffart, Gustav, b. Lichte b. Wallendorf 14./6. 91, c. Wallendorf i. Thür., d. evang., e. Arzt, f. Gymnasium, g. 19./10. 09. Praktikant.
 10. a. Breiting, Alfred, b. Wilchwitz S. N. 3./10. 88, c. Döblich-Gaußsch b. Leipzig, d. evang., e. Oberamtmann †, f. Realschule, g. 17./4. 07.
 11. a. Buneß, Karl, b. Seehausen i. Altmark 8./6. 90, c. Seehausen i. Altmark, d. evang., e. Kaufmann †, f. Gymnasium, g. 19./10. 09.
 12. a. Dilthey, Siegfried, b. Weimar 27./7. 90, c. Weimar, d. evang., e. Hof- und Garnisonprediger, f. Gymnasium, Schlosser, g. 19./10. 09. Praktikant.
 13. a. Dörfer, Karl, b. Werdau 16./1. 92, c. Werdau, d. evang., e. Arzt, f. Realschule, g. 19./10. 09. Praktikant.
 14. a. Erbkam, Heinrich, b. Münster i. W. 12./2. 90, c. Groß-Lichterfelde, d. evang., e. Kgl. Baurat, f. Ober-Realchule, g. 17./10. 08.

15. a. Esfuchen, Hans, b. Altenhunden, Kr. Olpe, 2./7. 84, c. Dsnabrück, d. evang., e. Rentner, f. Gymnasium, Volontär des Georg-Marien-Bergwerks, Maschinenbauerschule, g. 19./10. 09.
16. a. Fechter, Albrecht, b. Calw, Wttbg. 16./3. 91, c. Calw, d. evang., e. Oberamtspfleger, f. Realgymnasium, g. 19./10. 09.
17. a. Flied, Bernhard, b. Waldbroel 18./1. 92, c. Bad Kreuznach, d. evang., e. Amtsgerichtsrat †, f. Rektoratschule, Gymnasium, g. 28./4. 09. Praktikant.
18. a. v. Forckenbeck, Oskar, b) Trimmersdorf Bez. Düsseldorf 15./1. 89, c. Charlottenburg, d. kathol., e. Offizier a. D., f. Schule in New-York, landw. Cleve, g. 17./10. 08.
19. a. Friedrich, Arno, b. Chemnitz 22./2. 88, c. Chemnitz, d. evang., e. Färbereibesitzer †, f. Realgymnasium, Gefreiter d. Res., g. 28./4. 09.
20. a. Froning, Alexander, b. Frankfurt a. M. 20./10. 90, c. Frankfurt a. M., d. evang., e. Professor, Dr., f. Gymnasium, g. 28./4. 08.
21. a. Fuchs, Heinrich, b. Mainz 13./11. 88, c. Mainz, d. evang., e. Revisionskontrollleur †, f. Realschule, g. 1./5. 07.
22. a. Gärtner, Kurt, b. Turn b. Tepliz=Schönau 12./5. 87, c. Tepliz=Schönau, d. evang., e. Reg.=Rat und Eisenbahndirektor a. D., f. Untergymnas., Deutsche Landes=Mittelschule, 2 Sem. Halle, 1 Jahr Landw., g. 28./4. 09.
23. a. Gaulke, Erich, b. Berlin 20./4. 91, c. Berlin, d. evang., e. Techniker †, f. Realgymnasium, g. 19./10. 09. Praktikant.
24. a. Gericke, Hans, b. Linden b. Hannover 8./7. 91, c. Hannover, d. evang., e. Stadtkämmerei-Direktor, f. Reform-Gymnasium, Ober-Realschule, g. 28./4. 09. Praktikant.
25. a. Grosch, Alfred, b. Frankfurt/M. 17./8. 91, c. Lüneburg, d. evang., e. Direktor der Lüneburger Wachsbleiche †, f. Realgymnasium, g. 28./4. 09. Praktikant.
26. a. Frhr. Grote, Gernand, b. Schauen a/Harz 3./10. 88, c. Schauen a/H., d. evang., e. Rittergutsbesitzer, f. Realschule, g. 28./4. 08.
27. a. Frhr. Grote, Hilmar, b. Schauen/Harz 7./3. 90, c. Schauen/Harz, d. evang., e. Rittergutsbesitzer, f. Kadettenanstalt, g. 17./10. 08.
28. a. Haase, Georg, b. Frankfurt/M. 17./5. 92, c. Frankfurt a. M., d. evang., e. Gymnasiallehrer a. D., f. Gymnasium, Realgymnasium, g. 28./4. 09. Praktikant.
29. a. Hagens, Henry, b. Chicago 13./10. 89, c. Grazdorf bei Hann., d. evang., e. Kaufmann †, f. Gymnasium, g. 19./10. 07.
30. a. Hartig, Walther, b. Friedberg in Hessen 22./6. 89, c. Aachen, d. evang., e. Direktor der Königl. Bauwerkerschule, f. Realschule, Techniker, g. 17./4. 07.
31. a. Henop, Waldemar, b. Altona 29./6. 89, c. Altona, d. evang., e. Sanitätsrat, f. Realschule, Landwirt, g. 19./10. 07.

32. a. v. d. Heyde, Gustav, b. Breslau 6./4. 91, c. Münster i. Westf., d. evang., e. Beamter d. Landesvers. Anstalt Münster i. W., f. Ecole industrielle, Landeserziehungsheim, Kaufm. Kurse, g. 28./4. 09.
33. a. Schild, Arthur, b. Nadevormwald b/Vennep, 12./6. 91, c. Düsseldorf, d. evang., e. Baugewerkmeister, f. Ober=Realschule, g. 17./10. 08.
34. a. Hilgenfeldt, Wilhelm, b. Berlin 23./2. 90, c. Charlottenburg, d. evang., e. Architekt, f. Gymnasium, Ober=realschule, g. 27./4. 09.
35. a. Hjuler, Hans, b. Glücksburg, i/Holst. 18./4. 88, c. Glücksburg, d. evang., e. Landwirt, f. Ober=Realschule, Landwirt, g. 17./10. 08.
36. a. Hoerdt, Nicolai, b. Ibraim=Kowad, 30./9. 90, c. Sinfropol, Krim, d. evang., e. Ansiedler †, f. Russisches Gymnasium, g. 19./10. 09. Praktikant.
37. a. Homann, Fritz, b. Borgfeld b. Bremen 19./4. 91, c. Bremen, d. evang., e. Pastor, f. Gymnasium, Erziehungs=anstalt Reilhan, Realschule, g. 19./10. 09. Praktikant.
38. a. Hubrig, Gerhard, b. Canton=China 8./5. 89, c. Goslar, d. evang., e. Missionar †, f. Gymnas., 1½ Jahr Landw. und ½ Jahr Schlosserei, Tischlerei, g. 28./4. 09.
39. a. Güter, Wilhelm, b. Barmen, 25./8. 87, c. Barmen d. evang., e. Arzt, f. Realgymnasium, g. 28./4. 08.
40. a. Jakoby, Walther, b. Düsseldorf 21./7. 91, c. Bonn, d. fath., e. Fabrikdirektor †, f. Gymnasium, g. 19./10. 09. Praktikant.
41. a. Kaempffer, Eduard, b. Deuß=Köln 12./11. 88, c. Breslau, d. evang., e. Prof. Maler, Lehrer a. d. Kgl. Kunstschule Breslau, f. Realgymnas., Gymnas., Unteroffizier d. Res., Offiziersaspirant, g. 28./4. 09.
42. a. Knoth, Wilhelm, b. Gronau i. W. 20./5. 92, c. Gronau i. W., d. evang., e. Großkaufmann, f. Rektoratschule, Realschule, g. 28./4. 09. Praktikant.
43. a. Knoth Willy, b. Neufirchen i. Erzgebirge 28./3. 92, c. Neufirchen i. Erzgeb., d. evang., e. Fabrikant, f. Realgymnasium, Landwirt, Kaufmann, g. 28./4. 09.
44. a. Kubierschky, Frithjof, b. Nischersleben 12./7. 90, c. Eisenach, d. evang., e. Generaldirektor, Dr. phil. Chemiker, f. Gymnasium, Ober=Realschule, Realschule, g. 28./4. 09. Praktikant.
45. a. Kümlich, Otto, b. Freudenstadt, Wittbg. 7./5. 89, c. Meßingen, Wittbg., d. evang., e. Elementarlehrer, f. Realschule, Handelsschule, landw. Cleve, g. 17./10. 08.
46. a. Kunau, Walter, b. Debisfelde 4./2. 91, c. Debisfelde d. evang., e. Justizrat, f. Gymnasium, g. 28./4. 09. Praktikant.
47. a. Kurth, Walter, b. Dresden 25./6. 91, c. Dresden, d. evang., e. Kaufmann, f. Handelsschule, Militär-Vorbereitungsanstalt, g. 19./10. 09. Praktikant.

48. a. Landgrebe, Carl, b. Stettin 13./3. 82, c. Cassel, d. evang. e. Ober-Reg.-Rat a. D., f. Gymnasium, Techn. Hochschule, g. 9./11. 08.
49. a. Lessing, Ernst, b. Oberlahnstein 20./7. 90, c. Oberlahnstein, d. evang., e. Rom.-Rat, f. Gymnasium, g. 3./5. 09. Praktikant.
50. a. Liebhardt, Alfred, b. Eßlingen, Wttbg. 13./8. 89, c. Eßlingen, d. evang., e. Hosphotograph, f. Realschule, Fortbildungsschule, Gärtner, g. 19./10. 09.
51. a. v. Lüttichau, Hannibal, b. Schloß Bärenstein b. Dresden 7./6. 89, c. Schloß Bärenstein b. Dresden, d. evang., e. Rittergutsbesitzer †, f. Kadettenkorps, landw. Cleve, g. 19./10. 09.
52. a. Meeser, Friedrich, b. Heidelberg 6./3. 86, c. Heidelberg, d. kath., e. Rentier †, f. Gymnasium, Realgymnasium, stud. med., landw. Cleve, g. 19./10. 09.
53. a. Mißschke, Artur, b. Dingelstedt 4./7. 91, c. Zeitz, d. evang., e. Amtsgerichtsrat †, f. Oberrealschule, g. 19./10. 09. Praktikant.
54. a. Moeller, Friedrich, b. Panfow b. Berlin 22./6. 92., c. Wittenberge b. Potsdam, d. evang., e. Königl. Gewerbeinspektor Dr. phil., f. Gymnasium, g. 2./7. 09. Praktikant.
55. a. Moosmayer, Walter, b. Winzingen b/Gmünd Wttbg. 24./12. 89, c. Winzingen, d. kath., e. Forstmeister, f. Realgymnasium, g. 17./10. 08.
56. a. Plümacher, Harry, b. Singapore, Indien 15./12. 91, c. Berlin-Friedenau, d. evang., e. Kaufm. Direktor, f. Oberrealschule, g. 19./10. 09. Praktikant.
57. a. Ratcliffe, Alexander, b. München 17./8. 90, c. Forbach in Lothr., d. evang., e. Oberingenieur, f. Realschule, g. 19./10. 06.
58. a. Reuter, Friedrich, b. Lissa 30./10. 87, c. Burgsteinfurt, d. evang., e. Postdirektor, f. Gymnasium, g. 19./10. 07.
59. a. Schmalz, Werner, b. Chemnitz 6./8. 91, c. Chemnitz, d. evang., e. Kaufmann, f. Gymnas., Erziehungsanstalt Riesky, Realschule, g. 28./4. 09. Praktikant.
60. a. Schmidt, Gottfried, b. Frankfurt/M. 17. 5. 90, c. Griesheim/M., d. evang., e. Eisenbahndirektor †, f. Realgymnasium, Schulschiff des Nordd. Lloyd 1 Jahr, Gärtnerei 1 Jahr, g. 28./4. 09.
61. Schombardt, Karl, b. Bonn 3./5. 91, c. Köln, d. evang., e. Hotelbesitzer u. Kaufmann †, f. Real-Progymnasium, Realgymnasium, g. 19./10. 09. Praktikant.
62. a. Schröder, Hans, b. Gadebusch, Schwerin 19./7. 88, c. Dresden, d. evang., e. Oberamtsrichter a. D., f. Realgymnasium, landw. Cleve, g. 19./10. 09.

63. a. Graf v. d. Schulenburg, Edo, b. Cassel 15./2. 92, c. Cassel, d. evang., e. Geh. Reg. = u. Forstrat, f. Gymnasium, g. 28./4. 09. Praktikant.
64. a. Seeger, Karl, b. Coblenz 4./1. 89, c. Coblenz, d. evang., e. Pfarrer, f. Gymnasium, g. 17./4. 07.
65. a. Stampe, Frik, b. Magdeburg 25./1. 92, c. Magdeburg, d. evang., e. Kaufmann †, f. Gymnasium, g. 28./4. 09. Praktikant.
66. a. Ströfer, Walter, b. Halle a. Saale 26./7. 90, c. Halle a. Saale, d. evang., e. Kaufmann, f. Gymnasium, g. 17./10. 08.
67. a. Stromberg, Paul, b. Altena i. W., 16./5. 89 c. Altena i. W., d. evang., e. Fabrikant, f. Realgymnasium, Pädagogium, Volontär i. Maschinenfabrik, g. 19./10. 09.
68. a. Süßmilch, Artur, b. Leipzig 25./4. 84, c. Leipzig, d. evang., e. Hofkunsthändler †, f. Privatschule, Gymnasium, Kaufmann, g. 19./10. 09.
69. a. Voigt, Rolf, b. Lüneburg 16./2. 89, c. Sondershausen d. evang., e. Hauptmann a. D. †, f. Gymnasium, g. 19./10. 07
70. a. Voßwinkel, Georg, b. Gut Voßwinkel 4./3. 91 c. Cöln-Lindenthal, d. evang., e. Gutsbesitzer, f. Gymnasium Wissenschaftl. Lehranstalt, g. 19./10. 09. Praktikant.
71. a. Wagner, Johannes, b. Altenburg 25./7. 90, c. Berlin,, d. evang., e. Rgl. Kaserneninspektor, f. Realgymnasium. g. 28./4. 09.
72. a. Weber, Johannes, b. Dresden 24./2. 82, c. Dresden, d. evang., e. Baumeister, f. Realschule, Architekt, g. 19./10. 09.
73. a. Wedel, Hans, b. Frankfurt/M. 22./6. 90, c. Görlitz, d. kath., e. Rgl. Gewerberat, f. Gymnasium, Lehrfreiwilliger i. Fabrik f. landw. Maschinen, g. 28./4. 09.
74. a. Winkel, Ernst, b. Bangalore, Britisch-Indien 14./8. 91, c. Elberfeld, d. evang., e. Missionar †, f. St. Petri Schule in Petersburg, Gymnasium, landw. u. gärtn. Cleve, g. 19./10. 09. Praktikant.
75. a. Winker, Reinhard, b. Naensen, Ars. Wandersheim 14./12. 88, c. Schöningen, d. evang., e. Superintendent, f. Gymnasium, g. 28./4. 08.
76. a. Winzer, Robert, b. Chemnitz 8./8. 91, c. Chemnitz, d. evang., e. Kaufmann f. Gymnasium, g. 28./4. 08.
77. a. Sanpasin, Mom Nadjawongs Chai, b. Bangkok, Siam 20./7. 85, c. Wismar, d. Buddhist, e. Königl. Leibarzt Mom Chai Pleng, f. Königl. Kollegium zu Bangkok, stud. ing. landw. Cleve, g. 19./10. 09. Hospitant.
-

4. Vorlesungs- und Unterrichtsverzeichnis für das Wintersemester 1909/10.

Drittes Semester.

I. Allgemeinbildende Lehrfächer:

a) Kulturwissenschaften:

1. Völkerkunde, zweiter Teil.
2. Religionsgeschichte (die Religion der Natur und Kulturvölker, besonders Buddhismus, Christentum und Islam).
3. Kolonialpolitik.

b) Naturwissenschaften:

1. Ernährungslehre der Pflanzen.
2. Organische Chemie.
3. Physik.
4. Landwirtschaftliche Nebengewerbe, zweiter Teil (Technologie).
5. Pflanzenphysiologie.
6. Allgemeine Zoologie.
7. Fischzucht und Teichwirtschaft.
8. Praktische Übungen im Laboratorium.
9. Techn. Lehrausflüge.

c) Sonstiges:

1. Tropengesundheitslehre: Hausbau. Kleidung und Körperpflege. Die Ernährung in den Tropen. Die Tropenkrankheiten und ihre Entstehung. Malaria.
2. Rechtskunde.
3. Samariterkursus.
4. Sprachen: Englisch, Spanisch, Suaheli, Portugiesisch, Holländisch, Französisch.
5. Praktische Übungen im Präparieren.

II. Wirtschaftliche Lehrfächer:

a) Landwirtschaft:

1. Allgemeiner Pflanzenbau mit besonderer Berücksichtigung der tropischen und subtropischen Verhältnisse: Pflanzenzüchtung und Düngerlehre. 2. Koloniale Betriebseinrichtung. 3. Abriß der Betriebslehre, Anlage und Betrieb von Pflanzungen.

b) Tierzucht und Tierheilkunde.

1. Tierische Ernährungslehre.
2. Spezielle heimische und koloniale Tierzucht, I. Teil (Rindviehzucht, Schafzucht, Ziegenzucht, Schweinezucht); Zuchtbuchführung und Züchtereivereinigungswesen, Uebersee-Transport von landwirtschaftlichen Nutztieren.
3. Beschlag gesunder und kranker Hufe mit praktischen Übungen.
4. Demonstrationen; Sektionen; Pharmaceutische Übungen, Anatomische Übungen, Übungen in der Fleischschau und Trichinenschau.
5. Seminaristische Übungen und Repetitorium.

c) Gärtnerei:

Weinbau und Landschaftsgärtnerei mit praktischen Unterweisungen.

d) Forstwirtschaft:

1. Forstbenutzung und Forsteinrichtung.

e) Kaufmännisches:

Doppelte Buchführung, italienische und amerikanische, Zins- und Kontoforrentrechnen.

f) Praktische Landwirtschaft:

Übungen in sämtlichen Arbeiten des Ackerbaues, Futter- und Wiesenbaues, Viehwirtschaft und Gespanddienst, sowie Wollerei.

g) Praktische Gärtnerei:

Baumschulbetrieb, Gemüsebau, Gewächshaus, Weinbau, Obstpflanzungen.

h) Praktische Forstwirtschaft:

Arbeiten im Aufforsten und Holzhaufen.

III. Technische Lehrfächer:

a) Baufach:

Hochbau (Vorletztes Semester), Tiefbau (Letztes Semester).

b) Kulturtechnik:

1. Feldmesskunde.
2. Be- und Entwässerung.
3. Praktische Übungen im Wiesenbau, Bewässerungsanlagen und Wegebau.
4. Planzeichnen.

c) Handwerke:

Schmiede, Tischlerei, Sattlerei, Stellmacherei,
Maurerei, Zimmerei, Schuhmacherei.

IV. Leibesübungen.

1. Turnen.
 2. Reiten.
 3. Fechten.
-

Es wird besonderes Gewicht auf die praktische Ausbildung und auf tüchtige Arbeitsübung gelegt, sodaß naturgemäß auch die Hörsaalschüler in den Sommerhalbjahren sich der praktischen Arbeit mehr als in den Winterhalbjahren widmen müssen.



Schülerzimmer.

5. Stundenplan für das Wintersemester 1909/10.

Vormittagsdienst.

Uhr	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonntagabend
7— ³ / ₄ 8	Dr. Pöppler	Dr. Pöppler	Dr. Pöppler	Dr. Pöppler	Dr. Pöppler	Dr. Pöppler
8— ³ / ₄ 9	Sprachunterricht	Sanitätsrat Prof. Dr. Menje	Tierarzt Schröter	Direktor Prof. Fabarius	Direktor Prof. Fabarius	Direktor Prof. Fabarius
9— ³ / ₄ 10	9— ³ / ₄ 11 Dr. Frühlich	Tierarzt Schröter	Forstmeister Prof. Dr. Jenisch.	Tierarzt Schröter	Tierarzt Schröter	Tierarzt Schröter

10—¹/₂12, Sprachunterricht: Dtl. Rat Wilhelmson: (Spanisch, Portugiesisch, Suaheli, Französisch),
 Cand. cam. Rudlenz und Pfarrer Grisebach (Englisch), Amtsgg.-Rat Drieffen (Holländisch).

Mr den Übungen in theoretischer Landwirtschaft, Laboratorium, Tierzucht und Tierheilkunde, Feldmessen, Baukonstruktion und Buchführung nehmen nur die Kolonialschüler des letzten und vorletzten Semesters (Gruppe I und II) teil.

1. Seminarist. Übungen in den wissenschaftlichen Lehrfächern
2. Baukonstruktion und Konstruktionszeichnen (Prof. Ströhl.)
3. Buchführung u. Handelskunde (Direktor von der Ha.)
4. Bürgerliche Rechtskunde (Amtsgerichtsrat Drieffen.)
5. Samariterkursus (Sanitätsrat Dr. Gollmann) (nur je im 1. Wintersemester)
6. Planzeichnen (Cand. cam. Rudlenz).
7. Landwirtschaftliche Unterweisungen und Übungen (Inspektor Hunzinger.)
8. Gartenbauvorlesung mit Übungen (Gartenmeister Sonnenberg.)
9. Übungen im Präparieren (Präparator Bleil).
10. Schuhmacherei.

} wird nachmittags gruppenweise unterrichtet.
 } in den Abendstunden von 6—7 Uhr.
 } wird nachmittags gruppenweise unterrichtet.

Nachmittagsdienst.

Gruppe	Montag 1—7	Dienstag 1—7	Mittwoch 1—7	Donnerstag 1—7	Freitag 1—7	Sonntag 1—7
I	(letztes und vorletztes Semester) Nachmittagsdienst und Lehrausflüge nach besonderem Stundenplan.					
II	Buchführung Baufunktion					
A*)	Landwirtschaft mit besonderen Unterweisungen	Landwirtschaft Gartenbau Vorlesung mit prakt. Übungen	Landwirtschaft oder Handwerke Gärtnerei oder Handwerke	Landwirtschaft Gärtnerei oder Handwerke	Landwirtschaft oder Handwerke Gärtnerei oder Handwerke	Planzeichnen Gärtnerei oder Handwerke
B	Gärtnerei oder Handwerke					
C	Handwerke und Studierzeit	Handwerke und Studierzeit	Handwerke und Studierzeit 6—7 Uhr Turnen	Handwerke und Studierzeit	Handwerke und Studierzeit	Handwerke und Studierzeit 6—7 Uhr Turnen

Studierzeit: Der Regel nach von 5—7 und 8—10 Uhr, je nach Bedarf und nach Schluß des praktischen Dienstes.
 Praktischer Dienst: Vorm. 7—11¹/₂ Uhr und Nachm. 1—7 Uhr; 8¹/₂—9 Uhr Frühstückspause, 4¹/₂—5 Vesperpause.
 Abendessen 7¹/₂ Uhr.

Die Praktikanten werden im zweiten Halbjahr beschäftigt: je 4 Wochen in der Landwirtschaft, gesondert in
 unserer Gutswirtschaft „Gelfterhof“ je 3 Wochen in der Wolferei und
 je 2 Wochen im Ruhfaldendienst, Schreineri und Stellmacheri, sowie
 je 1 Woche im Gemüchshaus-, Gemüsebau-, Waldarbeits-, Pferdefall- und
 zeitweis auch Schäferi-Dienst.

*) Die Gruppen A—C wechseln von Woche zu Woche in 4 wöchentlichter Wiederholung.



Blick in den neuen Gesellschaftsfaal.

6. Feld, Hof und Garten.

Wieder einmal ist die Ernte geborgen, an die sich des Landwirts Arbeit, Sorge und Hoffnung das ganze lange Jahr hindurch knüpfen.

Dieses Jahr trifft es besonders zu, was mir einmal ein alter Landwirt sagte, als man im Frühjahr angeichts der dürftigen Ernteaussichten schon verzagen wollte, nämlich: „Der da oben, unser Herrgott, kann viel zeigen und wenig geben, wenig zeigen und viel geben.“ Das Letztere war bei uns dieses Jahr der Fall, und wir müssen dankbar bekennen: Es war eine recht gute Ernte!

Nach der langen Kälte- und Trockenperiode im Mai erfolgten gerade noch rechtzeitig ausgiebige Niederschläge, namentlich haben sich die Halmfrüchte noch sehr gut entwickelt, besonders in der Mehre, so daß man schon am Halm sehen konnte, daß es einen guten Kornertrag geben würde. Der erste Erdrusch, Roggen und Sommergerste, übertraf jedoch unsere Erwartungen, gab doch von ersterem der Morgen 17 Ctr., von der Gerste 13 Ctr., während Weizen trotz seines lückenhaften Standes immerhin noch 11—12 Ctr. Dreschen wird im Durchschnitt. Ein Stück Weizen „Griewener Nr. 104“ gab sogar 14 Ctr. vom Morgen. Hafer stand auch vorzüglich und wird einen schönen Ertrag geben, soweit es sich übersehen läßt, da ja jetzt noch nicht alles gedroschen ist.

Freilich machte das Einbringen der Halmfrüchte uns große Sorgen, denn es regnete sehr viel und man konnte lange nicht fertig werden, trotz der ausgiebigen Mithilfe der Schüler. Nur wer viel Arbeitskräfte hatte, konnte diesen Sommer an den wenigen schönen Tagen die Arbeit bewältigen; uns ist es gelungen, ohne nennenswerten Schaden alles recht gut einzubringen.

Von der Futterernte fiel der erste Schnitt gering aus, doch hat der zweite Schnitt die Lücke teilweise geschlossen. Den Ausfall an Dürrfutter deckt auch teilweise eine vorzügliche Futterrübenenernte, sind doch an solchen nahezu 200 Fuhren geerntet, gegen 80 im Vorjahr.

Der Ertrag der Zuckerrüben ist nicht so gewaltig, doch befriedigend.

Auch die Kartoffelernte gab einen guten Ertrag, doch sind viele kranke Kartoffeln vorgekommen, besonders auf schweren Böden.

Schon wieder grünen und wachsen junge Wintersaaten und mit ihnen wächst auch unsere Hoffnung für die künftige Ernte. Möge wieder, wie dieses Jahr, Segen der Mühe Preis sein.

H.

Gemüsebau. Nach des Sommers Mühe und Arbeit ist endlich der Herbst mit seinem Erfolge, der Ernte, gekommen. Waren auch die Aussichten auf eine solche im Laufe des Frühjahrs, insolge der Hochwasserschäden des Winters, sowie durch ungünstige Witterung, selbst noch im Laufe des Vorjahres, — starke Trockenheit und dadurch begründete Vermehrung des Ungeziefers und der Schädlinge, — als sehr ungünstig zu bezeichnen, so hat sich doch noch durch die Regenperiode des Nachsommers und des kühlen Herbstes sehr vieles gebessert, so daß wir die diesjährige Gemüseernte immerhin noch gut nennen dürfen.

Besonders die Kohlernte ist sehr gut ausgefallen; auch Bohnen gab es in Menge, während fast sämtliche Rüben- und Wurzelgemüse, durch die oben angeführte Trockenheit etwas gelitten haben, d. h. klein geblieben sind. Die Frühkartoffeln, zum größten Teile auf frischkultiviertem ehemaligem Wiesenboden stehend, litten außerdem sehr stark durch die Engerlinge. Gurken gab es im Laufe dieses Sommers so viel wie gar keine, was ja zwar einer alten Erfahrung entspricht, in einem Jahre in dem der Kohl gut gerät, gibt es selten Gurken; denn der Kohl liebt gern feuchte und kühle Witterung, dagegen die Gurken weniger feuchte und sehr warme.

Die dem Gemüsebau zugeteilte Tabakpflanzung lieferte einen guten Mittelsertrag, sowohl in Menge wie Güte. Alles in Allem, wie schon oben angeführt, war es eine gute Mittelsernte.

Nun heißt es nach Kräften den Segen zu bergen, um ihn nicht noch am Ende durch Frost usw. zu verlieren. Zwar sind die schwerer zu erntenden Gemüsearten bereits eingeheimst und wartet nur noch der Kohl in seinen verschiedenen Arten des Cinerentens. Doch wäre eine längere Fortdauer frostfreier und milder Witterung sehr zu wünschen, damit die Gärten und Felder auch noch richtig gereinigt, gepflegt und umgegraben werden können. K.

Im Gewächshaus blühte in diesem Sommer der große Philodendron mit sechs Blumen, während er zwei Früchte zur Reife brachte, die mit ihrem Aroma das ganze Haus erfüllten. Ferner blühten, bezw. blühen noch zwei *Furcroya* (Mauritiushanf) und zeigten zu gleicher Zeit reichen Ansaß von kleinen Zwiebeln (Bulbillen) die vegetative Fortpflanzung zeigend, während Samentapseln nicht zur Ausbildung gelangten. Jetzt blüht noch ein Exemplar von *Xanthosoma sagittifolia*, eine Taroart mit violetten Blättern, die Blüte ist ähnlich der des Ironstabes, auch ziemlich unscheinbar.

Kaffee hat sehr reichlich angesetzt, so daß die Fruchtstände, wie sie sich in seinen Kulturländern zeigen, deutlich zu erkennen sind. Die Reife wird wohl so gegen Weihnachten eintreten.

Das neue Bassin für Wasserpflanzen ist fertig. Es hat gefällige Formen und schmückt den Platz vor der Terrasse sehr. Der Pflanzenwuchs ist zwar noch nicht sehr üppig, wird aber wohl im nächsten Jahr besser zur Entwicklung gelangen.

Vor dem Gartenschuppen, der im Sommer neu gebaut wurde und jetzt als Obstaufbewahrungsraum dient, sind die Anlagen etwas umgestaltet. Sonst ist von den Schmuckanlagen nichts neues weiter zu berichten. M.

Baumschule, Obst- und Weinbau. Die vorherrschend ungünstige Witterung dieses Jahres ist auch auf dem gesamten Gebiete des Obst- und Weinbaues nicht ohne schädigenden Einfluß geblieben. Die diesjährige Neuanlage im Weinberge II, die unter der Wirkung der Trockenheit im Vorfrühling zu verdorren drohte, erholte sich wieder allmählich während des naßkalten Nachfrühling. Das Wachstum der Reben ist immerhin als befriedigend anzusehen, während die Reben der vorjährigen Anlage, je nach Sorte, Triebe von 1 bis 5 m Länge lieferten und somit ein sehr gutes Wachstum vorstellen. Die kräftigsten Stöcke dieser Anlage werden im nächsten Jahre zur Tragbarkeit gezwungen, während sich die schwächeren Stöcke noch 1 bis 2 Jahre lang auswachsen müssen.

In Anbetracht der ungünstigen Witterung steht auch die diesjährige Weinlese an Güte dem Vorjahre sehr bedeutend nach, so daß an Keltern trotz reichen Traubenbestandes nicht zu denken ist. Auch im Rohgenuß waren die Trauben kaum verwertbar, obgleich wir sie bis zum ersten Frost hängen ließen und damit freilich auch den Drosseln willkommene Nahrung boten. Außerdem aber gibt das Publikum den südlichen Trauben den Vorzug vor den deutschen und zwar deshalb, weil die südlichen süßer sind; demgegenüber steht aber der große Nachteil ihres harten Fleisches und ihrer meist lederartig dicken Schale. Vor allen Dingen aber bieten die aus dem Süden kommenden Trauben eben fast nur Zucker und kein Aroma, d. h. wenig Blume entgegen dem edlen Duft unserer deutschen Weine.

Dieses Aroma entwickelt sich eben nur durch unsere eigenartigen klimatischen Verhältnisse. Unsere Trauben erhalten durch das andauernde aber milde Licht eines langen Sommertages einen Wohlgeschmack, den man im Süden, wo die Wirkung des Lichts und der Trockenheit zu stark ist, nicht kennt. Deshalb ist auch das deutsche Obst weit aromatischer, als das als Frühdelikatesse aus dem Süden bezogene. Auch dieser jetzige, selbst für unser feuchtes Klima etwas zu nasse Sommer, war dem Aroma der Äpfel, Birnen und Pflaumen deshalb noch nicht ungünstig, weil große Trockenheit mehr verharzte, als rein ätherische Öle erzeugt! —

Die Obsternte in den alten Obstpflanzungen und Gärten war, wie man schon in dem ungünstigen Frühjahr voraussehen konnte, eine mittelmäßige; namentlich machte sich der Mangel an Äpfeln bemerkbar. Birnen und Zwetschen waren dagegen sehr reichlich vorhanden und fanden guten Absatz.

In der Baumschule findet neben den üblichen laufenden Arbeiten der weitere Ausbau der Musterobstplantage statt. G.

7. Museum und Sammlungen.

Da infolge erneuter dankenswerter Bereicherungen die Erdgeschoßräume der alten Post zur Unterbringung unserer wissenschaftlichen Sammlungen nicht mehr ausreichten und damit auch die Uebersicht über das Sammlungsmaterial verloren ging, verlegten wir die Sammlungen zu Beginn des diesjährigen Sommersemesters in dem vorübergehend freigewordenen 1. Stock des alten Gutshauses. Die weitere Vervollkommnung des Unterrichts sowie die große Zahl und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände ließen es zweckmäßig erscheinen, dieselben streng wissenschaftlich, übersichtlich und lehrreich geordnet in zwei Zimmern für Völkerkunde, einem Zimmer für kolonialwirtschaftliche Erzeugnisse, einem Zimmer für Tierzucht und Tierhaltung und zwei Zimmern für Zoologie und vergleichende Anatomie unterzubringen. Von Ostern an stehen uns dann hoffentlich die sämtlichen und ja viel geeigneteren Räume des Laboratoriums-Gebäudes zur Verfügung, wodurch auch die wünschenswerte Erweiterung ermöglicht wird.

Die immer wieder an die Kameraden und Freunde der Deutschen Kolonialschule ergangenen Anregungen wirkten auch im verfloffenen Jahre wieder befruchtend auf die Vervollständigung des Lehr- und Sammlungsmaterials. Wir erhielten schenkungsweise:

- Otto Klasing's Buch der Sammlungen (Muscheln und Seetiere); Drei große Seemuscheln von Frau Kommerzienrat Reichardt, Dessau.
- Münzen der Neu-Guinea-Compagnie; Baumrindenstücke von pharmazeitlichem Wert aus Neu-Guinea von Kamerad Frau, Neu-Guinea.
- Apparat zur Vernichtung von Ameisen von Herrn Plaut, Schwège.
- Verschiedene Kaffeesorten von Kamerad Kost, Mjunction Paraguay.
- Gelber Skorpion; Kupfererz von Kamerad Karlowa, Deutsch-Südwestafrika.
- Vier Baumwollproben von Herrn Fabrikant W. Knoth, Gronau i. W.
- Musterstück eines Ehrenpreises der Landesausstellung in Windhut, Deutsch-Südwestafrika, 1909 von Kamerad Kübel, Ceylon.
- Vier amerikaniſche Patenthuſeiſen mit Zubehöerteilen von Kamerad Michaelis, z. Z. Berlin.
- Zwei geflochtene Teller der Haussa; ein Holzlöffel aus Saunde; zwei geflochtene Taschen der Bamum; ein Ebenholzstück; ein Validolch; zwei Proben Kamerunkautschuk von der Molivepflanzung von Kamerad von Corswant, Kamerun.
- Steinsammlung; verschiedene Käfer; Schildkröte usw. von Frau Meßger, Wigenhausen.
- Stachelschweinhaut von Herrn Bezirksamtmann Lambrecht, Deutsch-Ostafrika, z. Zt. Deutschland.
- Fünf Instrumente zur Kautschukgewinnung von Herrn Leutnant Jaepernick, Babenhausen i. Hessen.
- Haut einer Riesenschlange von Herrn Stadtbauführer Holzappel, Wigenhausen.
- Mandrill (Pavian); Mossomvogel; Pfefferfresser; Ibis; Bussard von Kamerad Luckhardt, Kamerun. Die in bekannter Weise vorzüglich

präparierten Exemplare sind ausgestopft und aufgestellt worden und stellen einen wertvollen Schmuck der Sammlung dar.

Verschiedene zoologische Sammlungsgegenstände, wie Insekten, Würmer, Haiischeier, Fische, Frösche, Vogelbälge, verschiedene kleinere Säugtiere, Durchschnitte vom Fuß des Pferdes, Hufe; ferner pathologische Präparate, wie Tuberkulose der Lunge, des Brustfells, der Lymphdrüsen, Schinotoffenkrankheit der Leber, häufige Gelenkentzündung des Kalbes und Nierenentzündung, von den Museumsgruppen, den Kameraden March, Landgrebe, Djuler, Bayha, Salomon und anderen und dem Sammlungsvorstand.

28 selbstgeschmiedete Hufeisen für die Hufe der normalen und fehlerhaften Stellungen sowie für kranke Hufe, vom Hofschmied Langnese, Deutsche Kolonialschule.

Kriegskarte von Deutsch-Südwestafrika; Medicinaldroguensammlung; Schuberts Naturgeschichten der Säugetiere, Vögel, Amphibien, Reptilien, Fische usw. mit Bildertafeln, vom Sammlungsvorstand.

Außerdem wurde für den Unterricht in der Tierzucht eine Anzahl Viehmaßbänder zur Feststellung der Höhen, Umfänge usw., sowie der Lebend- und Schlachtgewichte der landwirtschaftlichen Haustiere angekauft.

Allen denen, die zur Bereicherung unserer Sammlungen in so liebenswürdiger und anerkennenswerter Weise wiederum beigetragen haben, dankt die Deutsche Kolonialschule herzlichst, und hoffentlich füllen sich auch recht bald die noch fühlbaren Lücken an den Plätzen für Deutsch-Südwestafrika, Togo, die Südseeinseln, sowie Java, Ostasien, Amerika und Australien, im Material für den Anschauungsunterricht in der kolonialen Tierzucht und Tierhaltung, sowie bei den wirtschaftlich wichtigen Zecken, Fliegen und Stechmücken.

Schröter.



Borwerk vom Warteberg aus gesehen.

8. Bucherei und Lesezimmer.

Eingegangene Bücher und Zeitschriften:

Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. Ins innerste Afrika, mit einer Karte, vielen zum Teil farbigen Tafeln und 200 Abbildungen. Geh. M. 14.—, gebd. M. 15.—, Liebhaberausgabe in Halbfranzband mit Seidenüberzug M. 30.—, Luxusausgabe auf extrastarkem und gutem Papier in Ganzlederband nach Entwurf von Prof. Doepler, Berlin M. 100.—. Lieferungsausgabe: 28 Piesg. à M. —.50, Einbanddecke dazu M. 1.50.

Bei dieser wissenschaftlichen Kundsfahrt war nach den Absichten des fürstlichen Forschers das Ziel in erster Linie darauf gerichtet, die geographischen, geologischen, zoologischen, botanischen, anthropologischen und ethnographischen Verhältnisse des innersten Afrikas, insonderheit des zentralafrikanischen Grabens zuverlässig festzustellen. Die vorliegende Darstellung gliedert sich in folgende Abschnitte: 1. Einleitung, Vorbereitungen. 2. Am Viktoria-See und im Ragerabecken. 3. Auf unbetretenen Pfaden. 4. Durch Ruanda zum Kivu-See. 5. Der Kivu-See und seine Inseln. 6. Im Vulkangebiet. 7. Zum Albert Eduard-See. 8. Durch das Semliki-Tal zu den Goldfeldern von Kilo. 9. Im Schatten des Urwaldes. 10. Heimwärts. 11. Die Ergebnisse der Expedition.

Nicht etwa der Grund, weil es sich bei dem Herausgeber um eine so hochgestellte Persönlichkeit handelt, darf Anlaß sein, für das, wie wir von vornherein hervorheben, ausgezeichnete Werk Reklame zu machen, doch ist es andererseits unfraglich, daß die Stellung des Verfassers diesem und seinen Reisebegleitern in vieler Beziehung außerordentlich förderlich gewesen ist für einen möglichst weitgehenden Erfolg ihrer Forschungstätigkeit. Es handelt sich bei dieser Reise nicht um eine sportliche Jagd- und Vergnügungsfahrt, sondern ernste wissenschaftliche Arbeit hat der fürstliche Reisende mit dem großen Stabe seiner wissenschaftlichen Begleiter, und unterstützt durch den Führer der Kundschaftrreise, Herrn Oberleutnant von Wiese, geleistet. Wenn auch in dem zusammenfassenden Schlußkapitel, „die Ergebnisse der Expedition,“ nur in knappen, schlichten Ausführungen von diesen Erfolgen gesprochen wird, so tritt dadurch der Erfolg nur umso bemerkenswerter hervor.

Unwillkürlich vergleicht man dieses Reisewerk mit dem nachstehend besprochenen „Der Ruwenzori“ von dem Herzog der Abruzzen. So nahe die Berührungspunkte sind, wie sie schon durch den teilweise gleichen Reisetweg und die ähnlichen Ziele sich bieten, so sehr sind doch beide Werke verschieden und ganz eigenartig, jedes zeigt uns Land und Leute vor allen Dingen auch die beiden Hauptmassen der innerafrikanischen Gebirgswelt unter besonders eigenartiger Beleuchtung. Während sich der italienische Herzog im wesentlichen der Erforschung des auf der Grenze von Englisch-Uganda und Kongo liegenden Ruwenzori widmet, schildern uns der deutsche Herzog und seine Begleiter das mächtige Vulkangebiet des Karissimbi und seiner Umgebung, auf der Grenze von Deutsch-Ostafrika und Kongostaat äußerst anschaulich in Wort und Bild. Dazu aber würdigt er die geographisch wie völkertundlich außerordentlich interessante Landschaft Ruanda unserer deutsch-ostafrikanischen Westgrenze in einer wertvollen Einzeldarstellung.

Die frische Anschaulichkeit und doch zugleich sachliche Gründlichkeit, die aus diesem Buche spricht, ist noch ein besonderer Vorzug. Mag der Verfasser uns ergreifend schildern die Schwierigkeiten und Erfolge bei der Besteigung des Karissimbi oder uns geradezu ein lebendiges Gemälde vorführen von dem Leben und Treiben am Hofe des mächtigen Sultans von Ruanda, des Mjinga, oder seine Reisetwege durch Urwald, vulkanische Landschaften oder auf den mächtigen Gebirgsseen, und endlich durch den Kongostaat, mit seiner eigenartigen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung: alles ist interessant. Als eine Perle der Darstellung von besonderem wissenschaftlichen Werte erscheinen uns seine

Ausführungen über das herrschende Volk der Batuffis mit dem genannten Fürsten Mfinga an der Spitze in Kuanda. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, daß wir es hier unfraglich mit einem von Nordafrika her eingewanderten, nicht zu den Negervölkern gehörenden Volksstamm zu tun haben, der in seiner Erscheinung und Art darum auch mancherlei Berührungspunkte mit den Massais, aber doch noch größere Tüchtigkeit körperlicher und geistiger Art, aufweist, wie das auch aus seiner Herrenstellung und mancherlei bemerkenswerter Kultur hervorgeht. — Die Ausstattung des Buches, insonderheit die vorzüglichen Bilder, verdient besondere Anerkennung.

In der nächsten Nummer hoffen wir, in einem Auszug einige den Wert des Buches besonders kennzeichnende Ausführungen bringen zu können.

Schwabe, Kurd (Major). Im deutschen Diamantenlande. Deutsch-Südwestafrika von der Errichtung der deutschen Herrschaft bis zur Gegenwart. Mit zahlreichen Abbildungen und Skizzen und einer Karte im Steindruck. Gebunden M. 10,—. E. S. Mittler u. Sohn, Königliche Hofbuchhandlung, Berlin S.W. 68.

Der durch seine früheren wertvollen Schilderungen über Deutsch-Südwestafrika bereits bekannte Verfasser bietet uns hier ein neues Werk, welches den Wert der früheren Schilderungen vereint mit den ergänzenden Mitteilungen aus der neuesten Entwicklung jenes interessanten Landes. Die Begründung für die Herausgabe dieses Werkes liegt darin, daß der jetzige Zeitpunkt besonders geeignet erscheint: Denn einmal ist gerade ein Vierteljahrhundert seit der Besitzergreifung der Kolonie verflossen und zum andern hat nach den Jahren vorsichtigen Lastens und denen wilder, schwerer und blutiger Kämpfe mit den Eingeborenen die Entwicklung des Landes heute einen Stand erreicht, der einen überraschenden, gewaltigen Aufschwung auf allen Gebieten erkennen läßt. Dies alles schildert das Buch auf Grund der durch jahrelangen Dienst im Schutzgebiet gewonnenen Erfahrung des Verfassers. Andererseits aber ist die trotz aller Hemmnisse und Schwierigkeiten sichtlich aufsteigende wirtschaftliche Erstarkeung dieses Landes unter dem Einfluß von Handel, starker Siedlung und bergbauartigen Unternehmungen für unser Volk heutzutage so wichtig, daß es sich in der Tat lohnt, an der Hand des sachkundigen Verfassers sich einen Ueberblick auch über diese neuesten Errungenschaften geben zu lassen. Naturgemäß konnte freilich der Schlußabschnitt über die Diamantengewinnung, auf welchen der Titel des Buches hinweist, bei der erst in den Anfängen stehenden Entwicklung am wenigsten bieten. Besonders wertvoll sind auch die Abbildungen und Skizzen.

Wir behalten uns vor, auf das Werk in der nächsten Nummer ausführlicher einzugehen. Fab.

Großer Deutscher Kolonialatlas. Ergänzungslieferung 1. Bearbeitet von Paul Sprigade und Max Moisel. Herausgegeben vom Reichs-Kolonialamt. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Bohsen), Berlin.

Zu den bisherigen Lieferungen des in diesem Hefte wiederholt anerkannt besprochenen Kolonialatlas liegt jetzt diese Ergänzungslieferung Nr. 1 vor. Es ist ein sehr verdienstliches Werk des Kolonialamtes, in Verbindung mit der kartographischen Verlagsanstalt, daß sie sich zu diesen Ergänzungshäften entschlossen haben, denn das ist ja bei allen Kartenwerken, zumal aber bei denen über überseeische Gebiete der Hauptübelstand, daß sie gegenüber dem Fortschritt der Forschung und der modernen Kartographie verhältnismäßig schnell veralten. Durch diese Neubearbeitung werden die veralteten Blätter aufs wertvollste ergänzt, ja ersetzt. Dies neue Hefte bietet eine klare berichtigte Uebersichtskarte der deutschen Besiedlungen im Stillen Ozean; dazu die Einzelblätter von Deutsch-Neu-Guinea, westlich und östlich; von den Karolinen; völlig neu bearbeitet; ein Kartenblatt über die Marianen und Marshall-Inseln; berichtigt. Die Vorzüge der früher schon besprochenen Lieferungen treten in der vorliegenden wieder besonders hervor. Fab.

Ludwig Amadens von Savoyen, Der Ruwenzori. Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig. Elegant gebunden Mk. 12.

Ein Eroberungszug von der Ostküste Afrikas bis zum Gipfel des Ruwenzori, aus den tropischen Niederungen bis in die Region des ewigen Schnees, hat der Herzog der Abruzzen in diesem seinen neuen Buche geschildert, ohne romantischen Aufputz, mit der frischen Klarheit und der einfachen Größe eines Historikers des klassischen Altertums. Der Verfasser hat darin nicht nur sein Können und Wissen als Forscher, die überlegene, kühle Sicherheit, mit der er seine Expeditionen vorbereitet und ins Werk setzt, sondern auch sein Darstellungstalent aufs neue dargetan.

Es ist ein prächtiges Buch, das manche Rätsel und fagenhafte Schilderungen, von den Quellengebieten des Nils, die von Alters her die wissenschaftliche und wirtschaftliche Sehnsucht der Völker bildeten, uns entschleierte. Das Unternehmen des fürstlichen Entdeckers hat das Rätsel der blauen Berge gelöst und der Ruwenzori birgt jetzt kein Geheimnis mehr für die Wissenschaft, die Höhe seiner Gipfel, die Weite seiner Täler, der Lauf seiner Flüsse, die Lage seiner Gletscher, die Pflanzenwelt seiner tropischen Umgebung wie die spärliche Tierwelt seiner weiten Einöden schildert uns in lebhafter Anschaulichkeit der Verfasser, dessen Reise keine Vergnügungsspritztour eines Sportmannes war. Mit unendlichen Schwierigkeiten, ja geradezu mit den Schrecken einer herben Natur hatten er und seine Begleiter zu kämpfen. Wir verweisen auf den auf Seite 55 gebotenen Auszug aus diesem Werke.

Fab.

Das Buch von unseren Kolonien, von Ottomar Beta. Mit 8 farbigen Kunstbeilagen, 107 Bildern im Text und 2 farbigen Karten des deutschen Kolonialbesitzes. In Prachtband Mk. 4.—. Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn in Leipzig.

An Büchern über unsere Kolonien fehlt es mit der Zeit allerdings nicht, aber es fehlt trotzdem immer noch sehr in unserm Volke an der nötigen Kenntnis dieses wichtigen Zweckes unserer Kolonialwirtschaft und -Politik und darum muß jede Neuerscheinung sowie auch die vorliegende mit Dank begrüßt werden. Es ist ein sorgfältig verfaßtes und schön ausgestattetes Buch.

Fab.

Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen von Prof. J. Kugen. 5., neubearbeitete Auflage mit 179 Bildern und Figuren und 12 farbigen Tafeln und Karten. Herausgegeben von Dr. Victor Steinecke. 559 S. Geheftet 10,50 Mk.; in Leinwandband (oben mit Goldschnitt) 12,50 Mk. Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.

Ein altes klassisches Werk in neuem Gewande, das Dr. Steinecke in verständnisvollem Geiste unserer großen deutschen Geographen Mezel, Richt-hofen und Kirchhoff neu bearbeitet hat. Das Studium dieses vortrefflichen Buches erreicht unfraglich den Zweck der Verfasser, „den Leser für unser an Naturvorzügen so reiches und infolge seiner Naturbeschaffenheit geschichtlich so bedeutungsvolles Vaterland zu erwärmen“. Gerade unseren deutschen Volksgenossen draußen empfehlen wir dies Werk, das ihnen und ihren Kindern ein wertvolles Band der Heimatsliebe und des Heimatsverständnisses nach dem alten Vaterlande hinüber bietet. Es ist vielleicht auch bezeichnend für seinen äußeren und inneren Wert, daß dies Buch den Offizieren seitens des Preussischen Generalstabes zur Vorbereitung für die Kriegsakademie empfohlen ist, während es andererseits auch vielen Lehrern als ein unentbehrliches Hülfsbuch dient. Daneben aber ist es unfraglich für jede gebildete Familie ein wertvoller und gediegener Hausschatz.

Fab.

Deutsches Land und Volk. Herausgegeben von Rektor Dr. Wohlrabe. 9. Heft: Links und rechts vom Rhein in Lied, Spruch- und Profaschilderung. Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. Saale. Preis Mk. 1,20.

Nachdem das 8. Heft dieser vortrefflichen Sammlung den Rhein rechts behandelte, schildern uns in diesem vorliegenden die Dichter den Wasgau und die Pfalz, den Schwarzwald und den Odenwald sowie die Höhen des Niederrheinischen Schiefergebirges. Der Bilderschnitt ergänzt sinnig diese Schilderungen, die eine gute Anregung bei Reisen und Wanderungen durch jene Gegend bilden.

Fab.

Paul Rohrbach, Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen. Buchverlag der „Silse“, Berlin-Schöneberg. Preis Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—

In der bekannten klaren, glänzenden und vielseitigen Darstellungsform gibt der Verfasser hier in 3 Abschnitten wichtige Lehren für unsere Kolonialwirtschaft:

- 1) Das nationale Kulturprinzip in unseren afrikanischen Kolonien;
- 2) Deutsch-chinesische Kulturpolitik;
- 3) Nationale Kulturpolitik und Mission.

Seine Ausführungen über die Notwendigkeit und Möglichkeit eines verständigen Maßes kultureller Beeinflussung der Völker Ostasiens wie Afrikas verdienen besondere Beachtung.

Fab.

Kulturjornis. Koloniales Zeitbild von Hubert Rohrmann. Zeitbilder-Verlag, Leipzig. Preis Mk. 1.25.

Unter dem Untertitel „Koloniales Zeitbild“ setzt sich der Verfasser zum Ziel, den seiner Meinung nach in der Öffentlichkeit viel zu wenig bekannten „Arbeitschaden moderner Kolonisation“ zu bekämpfen, nämlich: Die Kultivierung der Schwarzen, bevor dieselben wirtschaftlich sich der Zivilisation genähert haben. — Er ist seinerseits ebenso einseitig, wie die übertriebenen Ausnahmeerscheinungen, welche er bekämpft. Wichtig aber ist der eine Grundgedanke, daß Kolonisation und Mission verständnisvoller Hand in Hand gehen müssen, wenn eine verständige Hebung der afrikanischen Negervölker und eine gesunde Entwicklung unserer Kolonien erreicht werden sollen. Das Wirtschaftliche darf dann auch bei allen geistigen wie ethisch-religiösen Kulturbestrebungen nicht als Nebensache behandelt werden, denn es ist und bleibt die Grundlage aller Kultur. Es ist nicht nur eine naturgegebene, sondern auch ethische Forderung: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“! Der Wert der Arbeit als sittliche Pflicht sollte darum auch stets den Grundpfeiler aller missionarischen Aufgaben und Bestrebungen bilden.

Fab.

Die Basler Mission auf der Goldküste. Von P. Steiner. Mit Bildern und einer Karte der Goldküste. Verlag der Basler Missionshandlung, Basel. Preis Mk. 1.40, geb. Mk. 2.—

Dieses Buch gibt einen wertvollen Ueberblick über die unfraglich sehr erfolgreichen Bestrebungen der Basler Mission an der von Natur ja sehr tüchtigen westafrikanischen Negerbevölkerung. Im Anschluß an die vorstehenden Bemerkungen verweisen wir insonderheit auch auf die Abschnitte über den inneren und äußeren Ausbau, mit seiner Schilderung des Unterrichts- und Erziehungswesens, sowie der ökonomischen, landwirtschaftlichen und industriellen Unternehmungen, wodurch sich ja gerade die Basler Mission an der Goldküste ein bemerkenswertes Verdienst erworben hat. Die Darlegungen über ihre Erziehungsanstalten, ihre sprachlichen Forschungen und Arbeiten, ihre Pflanzungen und ihre Pflege von Industriezweigen, namentlich Werkstätten aller Art, die Anlage von Verkehrswegen und Einführung von Zugvieh beweisen im Zusammenhang mit den anderen Kapiteln sowie auch mit den Ausführungen des „Rückblicks“, der von der Mission als Kulturfaktor von den wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, vom Malariafieber, der Trunksucht und dem Islam redet, daß jene Basler Missions- und Kulturpioniere doch etwas anderes als wie „Kulturjornis“ im Auge haben.

Fab.

E. von Seiditz: Handbuch der Geographie. Jubiläumsausgabe. 25. Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Professor Dr.

G. Dehlmann. Mit 400 Figuren, Karten, Profilen und Landschaftsbildern in Schwarz- und Photographiedruck, 4 farbigen Karten und 30 farbigen Tafeln. Ferdinand Sirt, Königliche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung. Breslau 1908. (Leinenband 6,50 Mk., Halbfranz 7,50 Mk.)

Die neue 25. Bearbeitung des „Großen Seydlig“ trägt mit Recht den Namen „Jubiläumsausgabe“. Denn das Werk bietet in wirklich musterhafter Leistung uns ein Handbuch der Geographie, das in unbedingter Zuverlässigkeit der Angaben bei voller Wissenschaftlichkeit und guter Verständlichkeit alles das vereinigt, was auf dem Gebiete der Erdkunde die Neuzeit fest- gestellt hat. Seine Darbietungen sind darum für den geographischen Kenner wie für den Ernstgebildeten wertvoll.

Der erste Teil des Werkes belehrt uns in der Länderkunde über Größe, Grenzen, Bevölkerung, Höhengliederung, Bewässerung, Klima und politische Verhältnisse jedes Erdteiles und Staates. Besonders hervorgehoben zu werden verdient der inhaltreiche Abschnitt über die deutschen Kolonien, namentlich aber ist der neubearbeitete Teil, welcher die Handelsgeographie behandelt, von außerordentlichem Werte.

Neben dem Mann der Wissenschaft wird insonderheit auch den aka- demisch gebildeten Lehrern, wie nicht minder dem Kaufmann, Beamten, Offizier sowie jedem gebildeten, volkswirtschaftlich arbeitenden Deutschen hier ein Handbuch geboten, von dem mit Recht gesagt worden ist, daß es nicht seines- gleichen habe. Der Reichtum der Ausstattung an Bildern und Karten ver- dient besondere Anerkennung, so daß das Buch geradezu auch als wertvolles Hausbuch und Anregungsmittel den gebildeten deutschen Familien nur aufs beste empfohlen werden kann.

Fab.

Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika. Eine Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Rudolf Cronau. Mit 210 Bildern. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. Preis Mk. 12.—.

Dies Werk ist mit besonderer Freude und Dank zu begrüßen. Es fehlte bisher an einem Buch, welches sowohl die im alten Vaterland Zurückge- bliebenen, wie auch jene, die in Amerika neue Heimstätten gefunden haben, über die Schicksale und Leistungen der Deutschen in den Vereinigten Staaten in anschaulicher, lebendiger Weise unterrichtete. Eine solche Darstellung wird uns von Rudolf Cronau in seinem neuesten Buch geboten.

Auf sorgfältigen Quellenstudien beruhend, läßt sich das Buch wie ein Roman, dessen ergreifende und erhebende Szenen nicht verfehlen können, auf jeden Leser Eindruck zu machen. Er schildert das schwere Dasein der ersten Kulturpioniere, die, obwohl unter Verhältnissen von wahrhaft rührender Be- scheidenheit lebend, sich doch die Pflüge der höchsten Lebensgüter angelegen sein ließen. Wir hören sie bereits im Jahre 1688 den ersten, in der ganzen Welt erhobenen Protest gegen die Sklaverei erlassen; wir beobachten sie beim Druck ihrer Zeitungen, Bibeln und Bücher, begleiten sie in die blutigen Kämpfe gegen Indianer, Franzosen und Engländer und lernen die wackeren deutschen Helden kennen, die im glorreichen Unabhängigkeitskrieg wie in dem furchtbaren Opfer heischenden amerikanischen Bürgerkrieg Lorbeeren errangen.

Ueber 20 Illustrationen veranschaulichen Szenen und Dokumente aus der deutschamerikanischen Geschichte, von Deutschamerikanern geschaffene Werke der Industrie und des Verkehrswesens, Miesenbrücken, kolossale Fabriken und Brauereien, ferner von deutschamerikanischen Baumeistern entworfene Architekturwerke.

Cronaus Buch verdient unstreitig eine besondere Bevorzugung in der Hand aller derer, die sich, sei es theoretisch, sei es praktisch mitarbeitend, mit der Uebersee-Aufgabe unseres Volkes beschäftigen. Die Geschichte als Lehr- meisterin tritt uns auch hier wieder deutlich entgegen; möchten die Deutschen daheim und draußen diese Lehre recht beherzigen.

Fab.

In Brasilien. Von Dr. W. Vallentin. Mit 49 Bildern nach photo- graphischen Originalaufnahmen. Verlag Hermann Paetel, Berlin Preis Mk. 4.— gebunden Mk. 5.—.

Der Verfasser, bekannter Südamerika-Reisender und früherer Burenkapitän, bietet uns hier im Anschluß an seine zahlreichen anderen Schriften über südamerikanische Länder ein anschauliches und frisch, ja stellenweise in poetischer Lieberschwenglichkeit geschriebenes Werk über Brasilien. Bei der unfraglich großen Bedeutung dieses Landes für die Gesamtentwicklung Südamerikas und bei den wichtigen handelspolitischen wie teilweise auch wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Brasilien verdient das Werk Beachtung. Einige seiner Abschnitte, die voraussichtlich der jetzigen brasilianischen Regierung besondere Freude machen, die über Santa Catharina und Itajahy sowie San Jeronimo, würden allerdings noch wertvoller sein, wenn sie nicht lediglich die brasilianischen Verhältnisse im Auge hätten, sondern der Gesamtlage unserer deutschen Volks- und Weltwirtschaft und den Tatsachen der national-politischen Bedürfnisse Deutschlands mehr Rechnung trügen. Freilich ist man ja gewohnt, daß fast alle Darstellungen, die irgendwie unter brasilianischem Gesichtswinkel verfaßt werden, die spezifisch deutschen Gesichtspunkte nicht berücksichtigen oder doch unter Voraussetzungen, die an die Anschauungen der 48er Jahre des vorigen Jahrhunderts und an die wirtschaftlichen Verhältnisse jener Jahrzehnte noch viel zu sehr erinnern. Die Zeiten sind nun aber für Deutschland vorüber, eine Eroberung Südamerikas seitens der germanischen Rasse ist heutzutage weder mehr möglich, noch auch kaum erwünscht, am allerwenigsten erwünscht seitens der südamerikanischen Chauvinisten. Es ist das nun einmal, man mag es beklagen — eine der vielen verpaßten Gelegenheiten des Deutschtums. Zunächst tun wir darum gut, uns auf Afrika zu konzentrieren und Südamerika nur im wesentlichen handelspolitisch zu bearbeiten, — und da stehen uns ja ohnehin noch weite, große Aufgaben bevor, — mit deutschen Volkskräften aber nur ausnahmsweise diejenigen kleinen Gebiete weiter zu fördern, welche als deutsche Sprach- und Kulturinseln ohne heimischen Bezug, sonst als Kulturdünger bald verloren gingen.

Fab.

Der sehr verdienstvolle „Inselverlag“ Leipzig bietet uns Altes und Neues von den besten Stücken der deutschen Litteratur in geschmackvoller Form und klarem Druck. Wir können diese Sammlung des Inselverlags gerade unseren Freunden draußen auf das allerwärmste empfehlen; es wird ihnen hier in diesen Zwei Mark-Bänden (in schönem dauerhaften Pappband mit Glanzpapierüberzug) eine kleine Handbücherei geboten, die nicht das Alltägliche der modernen und modernsten Schriften bietet, sondern wertvolle und geschätzte Stücke aus der Zeit unserer klassischen Litteratur sowohl wie gutes Neues. Wir weisen namentlich hin auf die folgenden:

Goethes Briefe an Frau von Stein; Ausgewählt und herausgegeben von Julius Peterfen. Aus Goethes Tagebüchern; ausgewählt und eingeleitet von Hans Gerhard Gräf. Goethes Sprüche in Prosa, Maximen und Reflexionen; herausgegeben und eingeleitet von Hermann Krüger-Westend. Goethes Sprüche in Reimen, Zähme Xenien und Invektiven; herausgegeben und eingeleitet von Max Hecker. Briefe von Goethes Mutter; ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Die Briefe des jungen Schiller; ausgewählt und eingeleitet von Max Hecker. Fichtes Reden an die deutsche Nation; eingeleitet von Rudolf Eucken. Heinrich von Kleists Erzählungen; eingeleitet von Erich Schmidt. Deutsche Sagen. Aus der Sammlung der Gebrüder Grimm ausgewählt und herausgegeben von Paul Merker. Die Heiterethei, ein Roman von Otto Ludwig; herausgegeben und eingeleitet von Paul Merker. Des Knaben Wunderhorn; ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Ranke.

Fab.

Dantes Göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen. Eine Auslegung von Elise Hassfe. 8°. XVI und 560 Seiten. Preis broschiert Mk. 5.40, gebunden Mk. 7.40. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Rempten und München.

Die ethisch-religiöse Bedeutung von Dantes Göttlicher Komödie für uns moderne Menschen nachzuweisen und den Ewigkeitsgehalt dieser groß-

artigen Weltbücherei herauszuarbeiten, das ist das hohe Ziel, das die Verfasserin mit dieser Ausgabe einer Auslegung sich gesetzt hat. Es wendet sich das Buch nicht an Fachkreise, sondern an alle, die Sinn und Verständnis haben für die großen Fragen des Lebens. Darum sei dieses Buch auch an dieser Stelle allen denen empfohlen, die keine Freunde von Banalität sind.

Fab.

Dr. Hermann Gerhard, *Das Deutschtum in der amerikanischen Politik*. Preis Mk. 1.—. Neuer Verlag Deutsche Zukunft, W. Bätz, Leipzig.

Kolonialpolitische Abhandlungen, Neuer Verlag Deutsche Zukunft, W. Bätz, Leipzig, 2. Heft. „Die Grund- und Bodenfrage in Deutsch-Südwestafrika“, von Wilhelm Köllmer.

Hofrat Dr. C. Spielmann: „Chinas Erwachen“. Preis 40 Pfennig.

Konrad Fischer, „Ein offenes Wort an Deutsch-Südwest. Der Warmbader Distrikt. Die brennendsten wirtschaftlichen und politischen Fragen des Südens unseres Schutzgebietes“. Preis 80 Pf.

Paul Samassa, „Sausibar-Phantasien“, Preis 40 Pf.

Deutschlands Obstsorten. Bearbeitet von Müller-Dremik, Grau-Körbelik, Bischoff-Gotha, unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Preis des ganzen Jahrgangs bestehend aus 3 Heften mit je 4 farbenprächtigen Tafeln und 4 Wollbildern in einer Farbe mit Text Mk. 5,50. Verlag Eckstein & Stähle, Königl. Hofkunstanstalt, Stuttgart.

In Heft 14, Jahrgang 1909, sind 4 Birnsorten abgebildet und beschrieben. Was die Farbentafeln anlangt, so sind diese, bis auf einzelne kleine Coloritfehler, gut ausgeführt. Die schwarzen Abbildungen sind vorzüglich und zeigen dieselben deutlich die charakteristischen Formen des Kronenbaues der einzelnen beschriebenen Sorten. Auch sind die Beschreibungen der Sorten sehr genau; doch möchte ich zu der Vereins-Dechantenbirne bemerken, daß diese nach unsern Erfahrungen auf Quitte schlecht gedeiht. Für unsere Verhältnisse würde der Sämling einer schwachwüchsigen Birnensorte besser geeignet sein, oder es müßten die auf Quitte veredelten Bäume so gepflanzt werden, daß dieselben sich frei machen könnten. Immerhin läßt ihre Tragbarkeit zu wünschen übrig, und ist dieses wohl der einzige Fehler dieser köstlichsten aller Herbstbirnen.

Was die holzfarbige Butterbirne anlangt, so hat diese, wie im Text richtig bemerkt ist, stark unter der Schorfkrankheit zu leiden.

Gellert's Butterbirne und Marie Louise zeigen weniger die gerügten Fehler.

Immerhin sind sämtliche vier Sorten mehr für den Liebhaber-Obstbau geeignet. Zum Massenbau sind sie weniger empfehlenswert, allein schon des raschen Eintritts der Edelreife wegen. S.

Professor Ferdinand Borgmann und Oberlehrer Hermann Seiz, *Leitfaden für den englischen Anfangsunterricht*. 1. Grammatik und englischer Lesestoff. Gebd. Mk. 1.80. 2. Übungsstoff zum Uebersetzen ins Englische. Geh. Mk. —.60. Bremerhafen 1909, Verlag von L. v. Vangerow.

Der Leitfaden bietet eine empfehlenswerte Grundlage für den Anfangsunterricht in der englischen Sprache. Grammatik wie Lese- und Übungsstoff sind, systematisch geordnet, mit großer Sorgfalt und Sachkenntnis zusammen gestellt. Zur Unterstützung der Sprachübungen sind bei einer Reihe von Stücken englische Fragen angeschlossen. K.

Bildertafeln für den Unterricht im Französischen und im Englischen von Thora Goldschmidt. Je 26 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Textübungen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgaben. (Handliches Kleinquart.) 6., bzw. 3. Aufl. Kartonierte je 2,50 Mk.; Taschenausgabe: biegsam in Leinen gebunden je 3 Mk. Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.

Die Bildertafeln sind vorzüglich geeignet, dem Lernenden, der die Anfangsgründe der fremden Sprachen beherrscht, den Wortschatz, dessen er beim Aufenthalt im fremden Lande zum Umgang bedarf, auf anregende Weise zu übermitteln. Auf den Tafeln werden vortreffliche kleine Abbildungen aus dem alltäglichen Leben geboten, die numeriert und am Fuße der Bildertafeln in der fremden Sprache bezeichnet sind. Dadurch, daß so das Auge und die Bilder als Gedankenvermittler in Anspruch genommen werden, wird das Wort im Gedächtnis dauerhafter befestigt als durch bloßes Auswendiglernen. Die beigelegten Sprachübungen bieten nähere Erläuterung über praktische Anwendung des so erlangten Wortschatzes, zu dessen weiterer Ausdehnung das angehängte systematische Wörterverzeichnis Gelegenheit bietet. K.

Taschenbuch der Photographie, von Dr. C. Vogel, Verlag Gustav Schmidt, Berlin W. Preis Mk. 2.50.

Ohne Kamera keine Photographie — mit gleicher Berechtigung aber kann man sagen — ohne gute Vorbereitung keine gute Photographie! Dies sollten unsere Amateurphotographen, die jetzt mit ihren Kameras hinauswandern, vor allen Dingen beherzigen. Was nützen die besten Apparate, Objektive, Platten usw., wenn die grundlegenden Kenntnisse zu ihrer erfolgreichen und ersprießlichen Anwendung fehlen? Es bereitet eine ganz andere Freude, mit der Kamera zu operieren, wenn man die Grundregeln beherrscht, die einzelnen Vorgänge im photographischen Prozeß verstehen gelernt hat, als sich dem blinden Zufall anzuvertrauen. Ohne Fleiß kein Preis — das gilt beim Photographieren im höchsten Grade. Und deshalb empfehlen wir jedem das auch in diesem Jahre in neuer Bearbeitung erschienene Taschenbuch für Photographie, den bewährten Leitfaden für Anfänger und Fortgeschrittene.

Schreibers Ausschneidearbeiten für Glanzpapier herausgegeben von Th. Göhl und M. Brethfeld. 3 einzeln käufliche, stufenweise fortschreitende Hefte mit je 12 Vorlagen, Gebrauchsanleitung und Aufgaben. Format 40 : 32 cm quer. Preis jedes Heftes Mk. 1.—. Dazu ein Heft enthaltend 44 Blatt des zur Ausführung der Vorlagen nötigen Buntpapiers im Format 20 : 26 cm Mk. —.70. Verlag von J. F. Schreiber in Göttingen und München.

In dankenswerter Weise hat sich Schreibers Verlag die Aufgabe gestellt, Vorlagen für den Handfertigkeitunterricht nach allen Richtungen hin auszubauen und durch eine Reihe von Veröffentlichungen eine Vertiefung der Handfertigkeit nach der geist- und geschmackbildenden Seite hin anzubahnen. Die hier besprochenen Vorlagen dienen in erster Linie der Bildung des Auges und der Hand. Das Ausschneiden macht aber nicht nur die Hand geschickt und das Auge empfänglicher für Formen und Farben, es kräftigt auch das Auffassungsvermögen und die Ausdrucksfähigkeit; denn durch das Ausschneiden wird das Kind veranlaßt, die Dinge genauer anzusehen und ihre wesentlichen Eigenschaften aufzufassen. Außerdem regen die bunten Farben und der Glanz des Papiers, seine reiche Gestaltungsfähigkeit den Spiel- und Tätigkeitstrieb des Kindes, die Lust zu phantasiemäßigem freiem Schaffen in hohem Maße an.

Denjenigen unserer Leser, welche verheiratet sind und Kinder haben, seien diese mustergültigen Ausschneidearbeiten warm empfohlen.

„Koloniale Rundschau“, Monatschrift für die Interessen unserer Schutzgebiete und ihrer Bewohner. Herausgeber: Ernst Bohsen, Schriftleitung: D. Westermann. Jährlich 12 Hefte. Preis Mk. 10.—. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Bohsen) in Berlin S.W. 48.

Inhalt des 11. Heftes: Reformpläne in Belgisch-Kongo. Die Ausweisung von Reichsangehörigen aus den deutschen Schutzgebieten von Prof. Dr. Max Fleischmann in Halle a. S. Zur Rechtslehre der Ponomas-Frage, von Staatsanwalt Dr. v. Fuchs, Berlin. Gedanken über die Eingebornenfrage in Britisch-Südafrika, Teil I von Dr. Georg Hartmann, Schloß Rathstock. Die Besteuerung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien des tropischen Afrika von B. von König, Wirkl. Geh. Legationsrat z. D., Berlin. —

Rundschau: Die Maori. — Ueber die Diamantengewinnung in Deutsch-Südwestafrika. — Eisenbahnbau in den deutschen Kolonien. — Ueber das Recht der Nam und Bergdamara. — Zur Arbeiterfrage in Südafrika. — Ärztliche Fürsorge für die Eingebornen in Französisch-Westafrika. — Handel der Republik Liberia im Jahre 1908. — Berichtungen. — Bücherbesprechungen. — Geschäftliches.

Jahrbuch über die deutschen Kolonien. Herausgegeben von Dr. Karl Schneider. II. Jahrgang. Preis gebunden Mk. 5,-. G. D. Baedeker, Verlagshandlung, Essen (Ruhr).

Der G. D. Baedekersche Verlag bietet hier dank der umsichtigen Schriftleitung des Herausgebers, Regierung- und Schulrats Dr. Schneider, einen neuen Band des kolonialen Jahrbuchs, das bereits im vorigen Jahre sich viele Freunde erworben hat. In sorgfältiger Uebersicht finden wir in ihm alles vereint, was wissenschaftlich und kennzeichnend ist für die gegenwärtige Lage der deutschen Kolonien sowie für ihre Beziehungen zu den Aufgaben des Mutterlandes. In einem einleitenden Aufsatz gibt der Herausgeber ein kurzes Lebensbild des Staatssekretärs Dernburg, mit einer sachlichen und unbefangenen Würdigung der bisherigen Tätigkeit des Mannes, der unfraglich die eigentliche Triebfeder unserer neuesten kolonialen Entwicklung bildet. Aus dieser Darstellung fällt manch' bedeutungsvolles Streifenbild auf die eigenartige Stellung Dernburgs, die ja gerade jetzt von der Parteien Haß und Gunst, vom Für und Wider in der Beurteilung der Kolonien wie der heimischen Kolonialpolitiker getragen ist. Darauf folgt ein Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung im Jahre 1907/08 von Professor Dr. G. K. Anton in Jena, der in seinen inhaltreichen und verständnisvollen, klaren wie auch kritisch feinen Ausführungen besondere Beachtung verdient. Ein weiterer Aufsatz von Prof. Dr. Max Eckert in Aachen verbreitet sich über die Fortschritte in der geographischen Erschließung unserer Kolonien seit 1907. Eine feinsinnige Skizze bietet Professor Karl Meinhof: „Aus dem Seelenleben der Eingeborenen.“ Professor Dr. Fleischmann führt ein in die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1908. Die Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien schildert Stabsarzt Dr. Ph. Kuhn. Drei weitere Aufsätze behandeln die militärische Lage in Ostafrika, Kamerun und Südwestafrika. Ueber die evangelische Mission in den deutschen Kolonien gibt der Missionar D. Westermann eine eingehende Uebersicht. Die Aufgabe der katholischen Mission in den Kolonien behandelt Pater Acker mit sichtlich wärmster Begeisterung. Professor Sabarius, Direktor der deutschen Kolonialschule, bietet eine Uebersicht über die Ausbildung für den Kolonialdienst, und zwar sowohl für die amtliche Laufbahn, wie für die des Pflanzers und Farmers unter besonderer Berücksichtigung der hierfür arbeitenden Lehrinstitute. Eine Nachweisung von Oberstleutnant Gallus über die Schiffsverbindungen mit unseren Kolonien ist um so wertvoller, als es namentlich für den engsten Verkehr mit den Verhältnissen der Kolonien stehenden sehr schwierig ist, genauere Angaben darüber leicht zu finden. Dann bringt Prof. Paul Rohrbach eine vortreffliche Darstellung von Deutschlands Stellung in Ostasien. Oberstleutnant Michelmann macht den Schluß, indem er sachkundig seine Ansicht darlegt über die Einwirkung der deutschen Herrschaft auf die Schwarzen in Ostafrika. Eine Zeittafel zur Uebersicht über die deutsche Kolonialbewegung 1908, die alle irgendwie bemerkenswerten Ereignisse festlegt, sowie ein alphabetisches Personen- und Sachregister, nebst einer kleinen Uebersichtskarte von Afrika und den kolonialwirtschaftlich wertvollen Eisenbahn- und Baumwollarten von Togo, Kamerun, Ostafrika ergänzen den reichen Inhalt dieses Jahrbuchs. Diese kurzen Angaben werden genügen, von dem hohen Wert des Werkes zu überzeugen, das wir aufs angelegentlichste empfehlen. Auch der Inhalt des I. Jahrgangs ist äußerst wertvoll und interessant. Im Unterricht leistet das Jahrbuch wichtige Dienste.

Deutsche Erde. Zeitschrift für Deutschkunde. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. Verlag von Justus Perthes in Gotha. Jährlich 6 Hefte. Preis Mk. 8.—. Inhalt des 5. Heftes 1909:

Georg Wilhelm Wagner. Hauptpastor der evang.-luth. St. Martini-Gemeinde in Kapstadt. Von Prof. Dr. Paul Samassa. Der Rückgang der deutschen Presse in den Vereinigten Staaten. Die Gmünder tschechische Sprachgrenze in Niederösterreich. Von Wilhelm Heinz. — Die deutschen Orts- und Gewässernamen der belgischen Provinz Luxemburg. Von Prof. Alf. Barfir. — Die deutsche Siedlung und Sommerfrische Emmaus-Kubebe bei Jerusalem. Von Dr. Lamec Saad. — Das Deutschtum in Galizien. Von Josef Schmidt. — Walter Reinhard, ein deutscher Abenteurer in Indien. Von Dr. Martin Paß. — Die Arbeit der Zentralstelle für Erforschung des Deutschtums im Ausland. Volks- und heimatkundliche Bau und Ausstellungsbogen. Von Dr. Willi Pfeiler. — Berichte über neuere Arbeiten zur Deutschkunde. Deutschkunde im schönggeistigen Schrifttum. — Neue Arbeiten zur Deutschkunde. — Aus allen Erdteilen. Farbige Karten: Die Tschechen in der Nordwestecke Niederösterreichs. 1 : 100 000. Besitz Emmaus Kubebe des deutschen Vereins vom heiligen Lande 1 : 7500.

Dr. H. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt. Unter Mitwirkung von Prof. Dr. H. Supan. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. 55. Band 1909. Jährlich 12 Hefte. Preis 24 Mk.

Inhalt des 11. Hefes: Franz Wilhelm Junghuhn. Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages. Von Prof. Dr. H. Wichmann. — Der Orient (Begriff, Fläche und Volksdichte). Von E. Panse. — Die mutmaßliche mittlere Höhe des antarktischen Kontinents. Von Prof. Dr. W. Meinardus. — Beiträge zur Sambaqui-Frage. Von H. Krone. — Weltgeschichte und Völkerkunde. Von Prof. Dr. P. Gähgans. — Geographischer Monatsbericht. Von H. Wichmann und Dr. O. Quelle. — Kartograph. Monatsbericht. Von Dr. H. Paack. — Literaturbericht. — Kartenbeilagen.

Der Kunstwart. Rundschau über Dichtung, Theater, Musik, bildende und angewandte Künste. Herausgegeben von Ferdinand Avenarius. Verlag von G. Callwey, München. 23. Jahrgang. Jährlich 24 Hefte. Vierteljährlich 3 Mk. —

Inhalt des zweiten Novemberheftes: Universität, Bildung und Studium. Von Hans Herter. Schiller und die ästhetische Kultur. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. — Lose Blätter: Der neue Keyserling. — Rundschau: Wissenschaft und Bildung. Kritik im Roman. (Willy Rath). — Berliner Theater. (Fr. Düfel). Hamburger Theater. (Hans Brand). — Louis, „Deutsche Musik der Gegenwart“. (Batta). — Münchener Universitätsbauten. (H. Heilmeyer). — Bemalte Wohnräume. (Georg Martin Richter). — Großbanken und Heimatschutz. Die Geschmacksbildung des Kaufmanns? (Albert von Hofmann). — Vier Namen. Von Prof. Jazra, Frau Abend u. Co. Erpressung. (W. Mayer). — Politische Aphorismen. (Wilhelm von Scholz). — In Dänemark. Frauen und Universitätsstudium. (Alfred Schöber). — Freie Studenten. Unser Dürerbundsignet. Was ist das deutsche Volk? (Ernst Abbe). Bilder und Noten: Carlos Grethe, Abend; Carl Leopold, Dr. Atlantic; acht Abbildungen zu dem Beitrag „Münchener Universitätsbauten“. — O freudreicher Tag, (fränkisches Volkslied); Reinhard Doppel, Polnisches Weihnachtslied); Für fufzehn Pfennige (altdeutsch).

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauf. XXXII. Jahrgang 1909/1910 H. Hartleben's Verlag in Wien, jährlich 12 Hefte 13 Mk. 50 Pf. Inhalt des 2. Hefes:

Die jüngste Nordpolforschung. Von F. Mewius in Berlin. Mit einer Karte im Texte. — Die Berber in den Bergen des Rif. Von Otto C. Artbauer in Wien. (Mit 6 Abb.) — An der Wasserscheide zwischen Kongo und Zambezi. Von Albert Bendke in München. (Mit einer Karte.) — Die geographische Verbreitung der Kopfsjagd. Von Max Funke in Leipzig. — Astro-

nomische und physikalische Geographie. Prof. E. Sueß über den Ursprung der Meteoriten. — Politische Geographie und Statistik. Der amerikanische Außenhandel im Jahre 1908/09. Oesterreich-Ungarns Handelsverkehr mit Amerika. — Geographische Nekrologie. Todesfälle. Prof. Dr. Fritz Graf. (Mit Porträt.) — Kleine Mitteilungen aus allen Erdteilen. — Geographische und verwandte Vereine. — Vom Büchertisch. — Eingegangene Bücher, Karten zc. — Kartenbeilage: Die Wasserscheide zwischen Zambesi und Kongo. Maßstab 1:5,000.000.

Dr. Richard Hennig. **Bahnen des Weltverkehrs.** Aus „Wissen und Können“, Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Wissenschaft. Herausgegeben von Prof. Dr. B. Weinstein. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig. Preis Mk. 5. —

Die Ausführungen dieses Werkes sind der Absicht des Verfassers gemäß in der Tat ein treffender Beleg für das Wort unseres großen deutschen Volkswirtschaftlers Friedrich List: „Wer die Verkehrsmittel eines Landes in seiner Gewalt hat, hat auch, falls Recht und Vernunft ihm zur Seite stehen, das Land selbst in seiner Gewalt“. Der Verfasser führt uns im I. Abschnitt die geradezu einzigartige Entwicklung des Eisenbahnwesens in Amerika vor Augen und zwar namentlich die Ueberlandbahnen der Vereinigten Staaten, die kanadischen Ueberlandbahnen, die Ueberlandbahnen Mittelamerikas, Südamerikas und dann die gewaltigen Pläne der sogenannten Panamikanischen Bahn.

Der II. Abschnitt schildert die großen Eisenbahnstraßen Asiens mit einem Ausblick auf eine britische Bahn vom Nil zum Jangtsekiang und einer Würdigung der Bagdadbahn. Vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkte aus sind dann besonders wichtig der Abschnitt III: Die Afrikanischen Bahnen; und Abschnitt IV: Australiens große Ueberlandbahnprojekte.

Dies Buch führt uns lebendig die Tatsache vor Augen, daß die Eisenbahnschiene es ist, welche das scheinbare Wunder vollbracht hat, anstelle des in den letzten 400 Jahren für den Weltverkehr fast allein maßgebenden Seeweges neuerdings die Landverbindungen wieder in den Vordergrund des Weltverkehrs zu schieben. Die kulturgeschichtliche und kolonialwirtschaftliche, überragende Bedeutung des Eisenbahnwesens heutzutage wird uns lebendig zum Bewußtsein gebracht durch dieses Werk, an dem die zahlreichen kleinen Karten und Skizzen nicht minder wertvoll sind.



III. Nachrichten aus dem Kameradenkreise.



Hilfrid Haupt †.

1. Gedenkblatt für Hilfrid Haupt.

geb. 2. Dezember 1880
gest. 26. Oktober 1909.

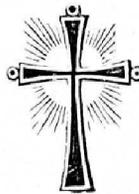
Außerordentlich schmerzlich betroffen sind wir von der beraus traurigen Nachricht von dem Hinscheiden unseres eben Kameraden. Wer ihn persönlich kannte, weiß, daß man roße und gute Hoffnungen auf ihn — bei und trotz seiner Eigenart und bei den und trotz der in ihm liegenden Schwierigkeiten, aber im Hinblick auf seine innere und äußere

Tüchtigkeit und seine Treue — zu setzen berechtigt war. Seine grundehrliche, wackere Gesinnung sowie sein innerlich ernster Sinn, der auch in Schwierigkeiten stets den Idealismus hochzuhalten sich bemühte, trug ihm bei denen, die ihn näher kannten und richtig verstanden, Wertschätzung ein. Dabei hatte er eine wohlthuende, fast kindliche Art, sich über alles Gute und Hoffnungen Erweckende zu freuen, nie aber den Mut sinken zu lassen.

Erneut haben wir hier das wehmütige Gefühl, daß gerade wieder einer unserer Trefflichen so früh dahin gegangen ist. Aber wenn er auch noch nicht zu dem ersehnten vollen Erfolg nach langer Lehrzeit, in der nur kurzen Berufstätigkeit draußen über dem Meer, an den Hängen des afrikanischen Bergriesen, in seinen Wäldern und Tälern, an seinen Bächen und Pfaden, gekommen war, so hat er sich doch schon als ein wertvoller Mensch beweisen können, der nicht vergeblich gelebt hat.

Wie jetzt im Herbst mit Blätter, Blumen und Früchten, unvermeidlich auch manch' frühreife Frucht fallen muß, so ist Kommen, Werden und Gehen einer solchen treuen Menschenseele.

Möge in unserm Kreise auch diese Erfahrung Segen bringen und das Gedächtnis des Entschlafenen allzeit in Ehren bleiben.



2. Briefe von Kameraden.

Karanga am Kilimandscharo, den 28. Oktober 1909.

Sehr verehrter Herr Direktor!

Ich habe Ihnen sowie der Kameradschaft von Wilhelmshof die traurige Mitteilung zu machen, daß unser lieber Kamerad Hilfrid Haupt vorgestern am 26. Oktober im Hospital zu Moschi an Dysenterie gestorben ist. Gestern am 27. Oktober um 5 Uhr nachmittags fand das Begräbnis statt, an dem ich teilnahm und am offenen Grabe die Worte sprach, daß ich ihm die letzte Ehre erweise zugleich im Sinne der Kameradschaft. Am Begräbnis, das bei strömendem Regen stattfand, nahmen sämtliche Beamte des Bezirksamtes teil, an der Spitze Herr Reg.-Rat Zache, ferner außer dem amtierenden evangelisch-lutherischen Missionar Schanz 3 evangelische Missionare und außer mir noch zwei Pflanzler. Herr Missionar Schanz hob in seiner Rede besonders seine große Treue und seinen Fleiß hervor und malte sein Bild in kurzen Zügen, wie auch wir ihn in Wikenhausen kennen gelernt haben.

Ich verbleibe mit treudeutschem Gruß an ganz Wilhelmshof

Ihr

W. Beholz.



Michaelis-Kapelle.

3. Witterungsbericht

aus Deutsch-Südwest-Afrika

von S. M. Bötcher.

Die nachfolgenden Mitteilungen geben ein bemerkenswertes Bild von den Witterungsverhältnissen im Gebiete von Saxis, südwestlich von Windhof.

Monat	Maximum			Minimum			Monats- Mittel	Mittl. Tages- Unterschiede	Höchste Monats- Unterschiede	Mon.-Mittel 07-08
	Höchst.	Mittel	Niedr.	Höchst.	Mittel	Niedr.				
08 September	33.9	26.5	18.6	13.0	8.3	2.2	17.4	18.2	31.7	16.8
Oktober	33.1	25.4	17.8	18.6	10.8	2.1	18.1	14.6	31.0	19.5
November	31.9	28.0	22.6	16.8	13.0	6.7	20.6	15.0	25.2	20.3
Dezember	30.7	27.3	22.2	19.6	16.1	12.8	21.7	11.2	17.9	22.2
09 Januar	28.4	25.1	19.2	15.2	13.1	10.2	19.1	12.0	16.2	24.0
Februar	28.2	26.2	23.3	15.6	12.9	8.5	19.5	13.3	19.7	22.5
März	31.0	25.1	20.2	16.8	11.8	4.3	18.4	13.3	26.7	18.9
April	28.8	24.7	18.7	13.2	10.0	4.5	17.4	20.2	24.3	14.1
Mai	24.8	20.4	17.9	9.7	4.8	0.1	12.6	15.6	24.7	13.6
Juni	22.6	18.4	15.5	9.0	3.4	-0.3	11.0	15.0	22.9	11.0
Juli	23.3	17.8	13.4	5.7	1.4	-2.3	9.6	16.4	25.6	9.7
August	25.8	21.9	11.2	7.1	2.4	-6.4	12.1	19.5	32.2	12.3

Jahres-Mittel: 16.46.

Dto. 07/08: 17.67.

Höchstes Jahres-Max. mit 33.9 mm 26.9. 08.

Niedr. Jahres-Min. mit -6.4 mm 10.8. 09.

Es ist mit September begonnen worden, als mit dem Wiederbeginn der wärmeren Tage (Frühlingsanfang); das Thermometer hängt 2 m über der Erde an der Südseite des Hauses, ist also tags an kühlfster, nachts an ziemlich geschützter Stelle.

Die verhältnismäßig niedrigen Mittagstemperaturen in den Regenmonaten dieses Jahres erklären sich aus dem Umstande, daß wir damals wenig Sonne hatten, fast immer standen Wolken am Himmel, und die den Menschen alsdann so sehr bedrückende Schwüle teilt sich dem Wärmemesser nicht mit. Bemerkenswert ist der bedeutende Sturz des niedrigsten Min. im März, der in einer Nacht (13. früh) auf 4.3° hinabging, während die Nacht zuvor noch 14.6 hatte. Ähnlich war es im vorigen Jahre, wo auch am 15. 4.2° und am 16. 28° gemessen wurde. Obwohl wir dieses Jahr, wie überall bemerkt wurde, nicht so viele und starke Nachtfroste hatten, bis auf wenige Nächte Mitte August, so ist doch das Jahresmittel fast um 1° tiefer als im vorigen Jahr, was seine Erklärung eben in den mäßigen Sommer-Maximal-Temperaturen findet.

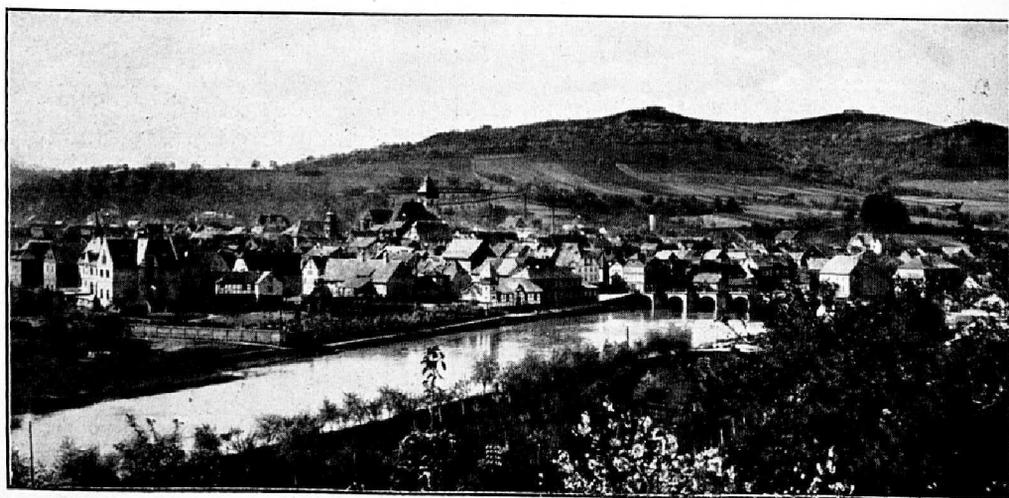
Wir finden in den kalten Monaten bedeutend größere Unterschiede als im Sommer, da hier auch die Nächte recht warm bleiben, im August haben wir 32.2° Tagesdifferenz! Diese Unterschiede würden aber viel größer sein in der Sonne; ich maß einmal im Januar früh vor 7 Uhr bereits 35° und Ende September in der Mittagssonne 55° gegenüber 30° im Schatten; früher

einmal beobachtete ich im Oktober einen Nachtfrost von $-3,0^{\circ}$, während mittags die Hitze im Sonnenschein so groß wurde, daß der Druck des sich ausdehnenden Quecksilbers die Glasröhre des bis 57° messenden Thermometers zersprengte. Das sind also Tagesunterschiede bis weit über 60° ! die Mensch und Tier draußen auszuhalten haben und auch ganz gut ertragen. Auch in den Riviertälern findet man es nachts mehrere Grade kälter, mittags um so heißer; mein Haus liegt etwa 30 m über Riviersohle, daher die beobachteten mäßigen Temperaturen.

4. Sprechsaal.

In Anbetracht der schlechten Geschäftslage hier möchte ich gern nach Südwest auswandern. — Würde mir vielleicht der eine oder andere von den Kameraden daselbst sagen können, ob ich dorten ein sicheres Auskommen haben werde. Ich habe hier meistens im Geschäft gearbeitet; durch die vielen kulturtechnischen Arbeiten aber vollkommen mit Land und Leuten bekannt, beherrsche holländisch und englisch völlig und kann jede Art von Bewässerungsanlagen aufstellen: so als Windmühlen, Oil Engines, Hydranlic Ram etc. etc. und habe 15 Monate mit Bohrmaschine (Stampfer) praktisch gearbeitet. Auch bin ich Fein-Mechaniker (Uhrmacher, Seperatoren etc. Maschinen-Reperatur-Werkstatt) sowie Acetylen-Gas-Installeur, auch Photograph. Für freundl. Nachrichten herzlichen Dank!

P. Samel,
Kulturtechniker,
Bethulie, D.S.G., Südafrika.



Witzenhanjen.

5. Eine — Seltsamkeit!

Als kennzeichnendes Spiegelbild von einer charakterlosen Art gewisser Deutscher geben wir nachstehend wörtlich Kenntniss von einem Briefe, der uns dieser Tage zuing. Wenn der betreffende Brieffschreiber auch nicht zum Kreise unserer Kameraden gehört, so ist es trotzdem ja beschämend für uns Deutsche, daß jemand, der — zwar nur vorübergehend — Schüler der Deutschen Kolonialschule war, solche lächerliche Auslands-Liebedienerei treibt und vielleicht sich dabei noch „forsch“ vorkommt!

„To the Manager of the Kolonialschule

Germany.

Witzenhausen bei Cassel.
c/o Colonialschule.

Galveston, Texas Nov. 20th 1909.

Dear Sir!

I would very much appreciate it if you would be so kindly as to writing me the present address and whereabouts of

Rein van Peelen

As we two were great chums together and I would like to hear from him you would very much oblige

W. Dehnhardt.

A „discharged“ scholar who still honors your colars
Galveston. Texas
Love's European Hotel.“



IV. Kolonialwirtschaftliches.

1. Die landwirtschaftliche Tierzucht in unseren afrikanischen Kolonien.

(Fortsetzung.)

Zu höchster Bedeutung ist innerhalb weniger Jahre in den deutschen Kolonien Afrikas die Rindviehzucht gelangt, die dort in den meisten Gebieten betrieben werden kann, und wenn auch Südwestafrika zufolge seiner allgemein geeigneten Beschaffenheit ganz besonders als Land der Viehzucht gepriesen wird, so vermögen doch auch Deutsch-Ostafrika und unsere große Besitzung an der Westküste Afrikas, Kamerun, ungeheuer weite Strecken aufzuweisen, die sich zufolge ihres reichen und üppigen Wuchses von Weidegräsern und anderen vorzüglichen Nährpflanzen sowie ihrer günstigen klimatischen und Bodenverhältnisse recht gut zur Viehzucht eignen, wofür allenthalben ansehnliche Viehherden der Eingeborenen den sprechendsten Beweis liefern. Nun, in Südwestafrika sind ja leider durch den letzten Krieg seit den Kämpfen am Waterberg und dem denkwürdigen Verfolgungsmarsch ins östliche Sandfeld die einst gewaltigen Rinderherden der Herero verschwunden, und auch der größte Teil des Südens dieses Landes, der einst ebenso zahlreiche Herden aufzuweisen hatte, dehnt sich heute weithin in endlosen menschen- und viehleeren Flächen aus. Aber der Beweis war erbracht, daß sich das ganze Land zur Viehzucht eignet, wobei allerdings gewisse Bodenverhältnisse und der verschiedenartige Pflanzenwuchs es geboten, daß der Rindviehzucht vorzugsweise der mittlere Teil des Landes, das eigentliche Herero- oder Damaraland, und demnächst der Norden eingeräumt werden mußten, während sich der Süden der Kolonie vorzugsweise zur Haltung von Kleinvieh, von Schafen und Ziegen erwies, da es dort zuweilen ganze Landstriche gibt, die infolge allzuspärlichen Graswachstums die Rindviehzucht direkt unmöglich machen. Ursprünglich lag nun die Rindviehzucht einzig und allein in den Händen der Eingeborenenstämme, welche das Land besiedelten, und unter denen namentlich die Hereros als uraltes Hirten- und Nomadenvolk mit ihren nach vielen Tausenden zählenden Rinderherden eine hervorragende Stellung einnahmen, andererseits aber auch zu ständigen Fehden und kriegerischen Unternehmungen der einzelnen Völker untereinander dadurch Veranlassung gaben, daß sie infolge des starken Wachstums ihrer Herden immer neue und bessere Weidegebiete sich zu erobern gezwungen waren. Im nördlichsten Gebiet Südwestafrikas leben

noch heute die Ovambos unter deutschem Schutz neben dem Ackerbau der Viehzucht, während südlich Windhuk im Bezirk Rehoboth und auch in Otjimbingue, etwa 60 km südlich Karibib, noch der treugebliebene Stamm der Bastards eine ansehnliche Rindviehwirtschaft treibt. Außerdem genießen nur noch einige wenige treue Stämme vor ihren besitzlosen kriegerischen schwarzen Brüdern den Vorzug, daß sie in den ihnen angewiesenen Reservaten in gewissem Umfange Rindviehzucht und daneben auch etwas Kleinviehzucht betreiben dürfen. Sonst aber ist die Viehzucht das ausschließliche Privileg des weißen Europäers geworden, so daß jetzt in Südwestafrika unter Verwertung der Reste des einstigen Reichtums eine auf langjähriger praktischer Erfahrung und wissenschaftlicher Grundlage beruhende systematische Tierzucht begonnen ist, die ihre Förderung seit der Wiederaufnahme der wirtschaftlichen Betriebe bis auf den heutigen Tag erneut durch bedeutende Massenimporte von Zuchtrindern aus benachbarten und überseeischen Ländern sowie durch die Einfuhr edlen, hochgezüchteten Materials zur Aufbesserung der Landesrassen erfahren hat. Die beiden primitiven oder Urrinderrassen Südwestafrikas sind das im Norden heimische Ovamborind und das durch die aus nördlicheren Gegenden nach Südwestafrika eingewanderten Hereros in die mittleren Gegenden des Landes verpflanzte Damararind. Beide Rinder unterscheiden sich ganz wesentlich und zwar namentlich durch ihre Größe von einander, denn ebenso wie bei den Einhufern und dem Kleinvieh, so ist auch bei den Rindern von den Äquatorialgegenden nach dem Süden zu eine ständige Größen- und Gewichtszunahme der einzelnen Rassen zu beobachten. Diese Massenunterschiede mögen wohl einerseits in den klimatischen und andererseits in den vom Äquator nach dem Süden zu sich günstiger gestaltenden Ernährungsverhältnissen, insbesondere dem ständig zunehmenden Nährwert der Futterpflanzen begründet sein. Das Ovamborind ist also ein verhältnismäßig kleines Tier mit einem kleinen, aber mit großen, gebogenen Hörnern besetztem Kopf, kurzem Hals und kurzem, gedrungenem, aber wohlgestaltetem Kumpf. Die Brust ist gut gewölbt, das Brustbein liegt tief, und der Widerrist ist stark und buckelartig ausgebildet. Die kurzen Beine sind regelmäßig gestellt, die Hufe aber verhältnismäßig weich, da das Ovamboland durchgängig weichen, sandigen Boden besitzt. Das Haarkleid ist vorwiegend gleichmäßig in den verschiedenen Nuancen des Braun gefärbt und mit dunklem Malstrich entlang der Rückenlinie versehen, wobei jedoch weißgesprenkelte Tiere auch nicht selten sind. Die Milchergiebigkeit des Ovamborindes ist nur sehr gering, da es ja, wie alle Urrassen ursprünglich nur die zur Ernährung der Nachkommenschaft erforderliche Milch produziert. Ebenso ist das Ovamborind, schon in Anbetracht seiner geringen Größe, kein besonders vorteilhaftes Fleischtier, und von einer Mastfähigkeit kann bislang überhaupt noch nicht die Rede sein, da ja die Aufzucht ausschließlich eine wilde, lediglich im Freien und beim Weidegang sich abspielende ist. Dafür gibt das Ovambo-

rind ein ausgezeichnetes, namentlich im leichteren und beschleunigteren Dienst zu verwendendes Zugtier ab. Ein wesentlich größeres Tier ist das erst in Südwestafrika heimisch gewordene Damararind, das in seiner Größe etwa unsern mittelgroßen deutschen Höhen-schlägen entspricht. Der Kopf ist ziemlich groß und trägt zwei abnorm entwickelte breitgestellte und oft stark gebogene Hörner, die nicht selten eine Auslage von 2—2½ m haben. Der Hals ist kurz und charakterisiert durch den starkhöckerigen Widerrist. Die Brust des Damararindes ist flacher als die des Ovamborindes und bei weitem nicht so tief; der kurze Rumpf zeigt oft recht mangelhaften Bau mit abschüssiger Kruppe und niedrigem Schwanzansatz. Die Beine sind hoch und wenig fleischig, und während die Vorderbeine gewöhnlich normal und gut gestellt sind, so ist bei den Hinterbeinen die x-beinige und vorderständige Stellung durchaus keine Seltenheit. Die Fußteile der Klauen aber zeichnen sich wieder durch eine gute Entwicklung und namentlich durch ihre große Härte aus, die sie sich in den gebirgigen Gegenden und auf dem harten, steinigen Boden des Damaralandes erworben haben. Auch hier ist wieder die braune Farbe vorwiegend; aber auch weiße, graue und grau-blaue, gesprenkelte und stichelhaarige Tiere sind nicht selten. Die Fleischergiebigkeit des wesentlich größeren Hererorindes ist natürlich auch eine vorteilhaftere als die des Ovamborindes, während die Milchproduktion natürlicherweise auch beim Damararind nur eine geringe, lediglich der Ernährung der Nachzucht zugemessene ist. Noch weit mehr aber als das Ovamborind hat das Damararind in der Verwendung als Zugtier seinen Beruf im Dienste der Menschheit gefunden, und bei der eigenartigen primitiven Bespannungsweise des durch die Kapburen auch in unserer süwestafrikanischen Kolonie allgemein verbreiteten Ochsenwagens vermag der Damaraochse mit seinem gewaltig entwickelten typischen Nackenhöcker die enormen Kräfte zu entwickeln, die zur Fortbewegung der schwerbeladenen plumpen Wagenkolosse durch die weiten unwegsamen Gebirgs- und Steppengebiete Südwestafrikas erforderlich sind. Noch bevor aber die Hereros den Ochsenwagen und die Verwendung der Ochsen als Zugtiere kannten, und auch noch ehe sie sich im Besitz von Pferden befanden, diente ihnen der Ochse schon als Reittier zur schnelleren und bequemeren Fortbewegung, und daß er sich als solches zufolge seiner Genügsamkeit und Ausdauer, seiner bald ihm anzulernenden Folgsamkeit und gewandten Bewegungsfähigkeit recht gut bewährt hat, beweist schon der Umstand, daß späterhin auch die Schutztruppe sich hier und da der Damaraochsen bediente, um Mannschaften darauf beritten zu machen. Hinsichtlich ihrer Fortpflanzungsfähigkeit kann schließlich von beiden eben beschriebenen Rinderrassen gesagt werden, daß sie zwar wie alle primitiven Rassen spätreif sind, daß sie aber andererseits sich durch große Fruchtbarkeit und Vermehrungsfähigkeit auszeichnen, so daß, wenn nicht Seuchen oder kriegerische Konflikte Lücken in die Bestände reißen, die Herden innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit leicht zu recht bedeutenden

Umfängen entwickeln können, ein Umstand, welcher sowohl für die Bemessung des Farmgebietes als auch für die Ermittlung von Absatzgebieten für die Erzeugnisse der Viehzucht von weittragender Bedeutung ist. Ein drittes in Südwestafrika heimisches Rind endlich ist das sogenannte Afrikanerrind. Es ist ein durch Händler und namentlich durch die Buren aus Südafrika eingeführtes Rind, welches dort durch die Zucht mit eingeführten Holländerrindern entstanden ist. Dieses Afrikanerrind ist vorzugsweise in unserem Bastardland und dem den Süden der Kolonie darstellenden Nama- oder Hottentottenlande weitergezüchtet worden. Durch weitere Einfuhr von Holländerrindern und auch des in Englisch-Südafrika gezüchteten Heresfordrindes nach Südwestafrika ist dann allmählich das bei uns jetzt heimische Afrikanerrind entstanden, welches wohl mit seinen verschiedenen Vorzügen und guten Eigenschaften als die beste der einheimischen Rinderrassen angesehen werden muß. Das Afrikanerrind ähnelt sowohl in Bezug auf Größe, Gestalt und Farbe, als auch hinsichtlich seiner Nutzbarkeit sehr dem holländischen Rinde; deshalb ist auch die Milch- und Fleischergiebigkeit eine bei weitem bessere als bei den übrigen Landrassen, und außerdem eignen sich die Afrikanerochsen auch noch ebenso gut als Zugochsen, und wird ihnen oft bei der Verwendung vor schwerer Last der Vorzug vor den Damaraochsen gegeben. Somit stellt also gewissermaßen das Afrikanerrind dasjenige Rind dar, welches vorerst den züchterischen Anforderungen in Südwestafrika vollauf genügen kann, und wenn nun auch im Laufe der Jahre die Absicht sich immer mehr Geltung verschafft hat, durch Einführung europäischer Zuchtrinder nach Südwestafrika der schließlich immer weiter um sich greifenden Inzucht unter den einheimischen Rinderherden Abhilfe zu verschaffen und gleichzeitig die Nutzbarkeit dieser Tiere durch wohlbedachte Kreuzungszuchten zu erhöhen, so wird doch als geeignetstes Zuchtrind vorläufig immer noch das Afrikanerrind seine führende Stellung zu behaupten haben, und es kann nicht genug vor einer zu raschen und großen Veredlung und Verfeinerung der einheimischen Rassen gewarnt werden, denn noch ist es nicht möglich, diesen hochgezüchteten Tieren in unserer Kolonie die Existenzbedingungen zu bieten, unter denen sie in der Heimat herangezogen worden sind, und kraft deren sie sich ja erst ihre Rasseeigentümlichkeiten erworben haben. Der afrikanische viehzüchtende Farmer muß infolgedessen bestrebt sein, unter Berücksichtigung der Güte und Beschaffenheit des Farmgeländes und der Futterpflanzen, sowie unter Erwägung der Absatzbedingungen nur allmählich seine Rinderherden heranzuziehen und von Zeit zu Zeit durch veredelnde Blutauffrischung für eine Verbesserung Sorge zu tragen. Von den zur Aufbesserung der Rindviehzucht eingeführten europäischen Rassetieren verdient an erster Stelle das Simmentaler Rind Beachtung. Es wurde im Jahre 1892 zum ersten Male durch den verstorbenen Oberamtmann Nize nach Südwestafrika eingeführt und hat sich bis auf den heutigen Tag hervorragend bewährt und zu außerordentlich guten Zucht-

resultaten geführt, die sich durch Frühreife, ausgeglichene Körperformen, gute Milchproduktion auch während der Trockenzeit und ein ruhiges Temperament auszeichnen. Weiterhin wurde aus der englischen Kapkolonie das Heresfordrind importiert, das sich dort bereits den Landesverhältnissen angepaßt hatte, und das hinsichtlich der Blutauffrischung und Verbesserung des Afrikanerrindes im Süden unserer Kolonie recht gute Erfolge gezeitigt hat. Späterhin verschaffte sich auch der Pinzgauer Stier nach Südwestafrika Eingang, der vorzugsweise in den gebirgigen Gegenden des Hererolandes und den nördlicheren Gebieten zur Zuchtverbesserung Verwendung fand und sich namentlich hinsichtlich der größeren Fleischergiebigkeit seiner Nachkommenschaft Auszeichnung verdiente. Schließlich wurden auch einige Exemplare des Bogelsberger Schlages und der Allgäuer Rasse importiert, die sich allenthalben gut bewährten. Namentlich das Allgäuer Rind wurde auch nach Beendigung der Ausstände wieder eingeführt, doch scheint es nicht den Anklang zu finden wie das Simmentaler, da infolge seiner geringeren Größe wesentliche Zuchtverbesserungen der südwestafrikanischen Rinderrassen kaum zu erwarten sind. Außer den eben genannten Vertretern der Höhenschläge sind auch Importversuche mit deutschem Niederungsvieh vorgenommen worden, und zwar kamen hierfür das ostfriesische und das sogenannte Holländerrind in Betracht, wobei es sich lediglich um eine Erhöhung der Milchergiebigkeit handeln konnte. Eine solche ist aber nur da von wirtschaftlichem Nutzen, wo nahe und lohnende Absatzgebiete für Milch und sonstige Molkereiprodukte vorhanden sind, und sie ist auch weiterhin nur da möglich, wo den Tieren die für eine hohe Milchproduktion erforderlichen Nahrungsbedingungen geboten werden können. Infolgedessen haben das ostfriesische und holländische Rind in Südwestafrika nicht überall die gleiche Beachtung und Würdigung erfahren können, und teilweise haben sie sich sogar als untauglich und ungeeignet zu Zuchtzwecken erwiesen. Die gleichen Erfahrungen sind mit einigen Shorthornrindern gemacht worden; sie haben sich als zu hoch gezüchtet erwiesen und bewährten sich in den gebirgigen Gegenden des Damara-landes gar nicht. Aus neueren Berichten aus Südwestafrika ist jedoch zu entnehmen, daß sich aus Argentinien eingeführte Shorthornkühe, deren Akklimatisationsfähigkeit anfangs sehr bemängelt wurde, nach einiger Zeit beruhigenden Aufenthaltes im östlichen flachen Sandfelde an die Verhältnisse des Landes im allgemeinen gut gewöhnt und erholt und bereits durch Kreuzung mit einem Afrikaner Stier Kälber zur Welt gebracht haben, die regelmäßig gebaut und schnellwüchsig sind und voraussichtlich ein recht gutes Zuchtmaterial abgeben werden.

Wenn auch in einer so jungen Kolonie wie Südwestafrika, die sich vorzugsweise zur Viehzucht eignet, Zuchtversuche so mannigfaltiger und oft widerstrebender Art nicht gerade verwundern können und auch gewiß noch lange nicht ihren Abschluß erreicht haben, so erscheint es doch schon jetzt notwendig und ist bereits durch eine

Reihe von allgemeinen Verordnungen und durch Bestimmungen hinsichtlich der Auswahl, des Ankaufes und der Einfuhr von Zucht-tieren nach Südwestafrika und durch andere ähnliche Maßnahmen damit begonnen worden, die Landesviehzucht allmählich in bestimmte Bahnen zu lenken und die hervortretendsten bisherigen Beobach-tungen und Erfahrungen zu verwerten. Hierbei wird es zur un-
bedingten Notwendigkeit, insbesondere folgende drei wichtigen Mo-
mente eingehend zu bedenken und zu berücksichtigen: einmal die
Verschiedenartigkeit der Bodenbeschaffenheit sowie des Reichthums an
Weidegräsern und Futterbüschen und deren Nährwertes in den
einzelnen unter verschiedener geographischer Breite und Länge
liegenden Distrikten des Landes; ferner die für die Kolonie in Be-
tracht kommenden Zuchtbestrebungen hinsichtlich der Verwertung
der Zuchterzeugnisse und der Nebenprodukte, wobei insbesondere die
Absatzmöglichkeiten in Betracht gezogen werden müssen; und endlich
das zuchtfähige Alter, gute und schlechte Eigenschaften, Rasseeigen-
tümlichkeiten, Anpassungsfähigkeit und die Vererbungs-fähigkeit der
zur Zucht zu verwendenden Tiere.

Ob schon aus unserer zweiten westafrikanischen Kolonie Kamerun
bisher über Rindviehzucht nicht viel zur allgemeinen Kenntnis ge-
langt ist, so ist man doch auch dort auf diesem wirtschaftlichen
Gebiete namentlich in den letzten Jahren nicht untätig gewesen,
und es läßt sich weit mehr darüber berichten, als etwa angenommen
werden möchte. Auch in Kamerun wurde die Viehzucht anfangs
nur in wilder, unregelter Art von den heidnischen Eingeborenen-
stämmen und von den Fuhllahs mit den im Lande heimischen
Buckelrindern betrieben. Zur Rindviehzucht eignen sich vorzugs-
weise die hochgelegenen Grassteppen des Hinterlandes von Kamerun,
das denn auch ansehnliche und wertvolle Viehbestände in sich birgt,
während die größtenteils sumpfigen mit dichtem, undurchdringlichem
Urwald bewachsenen Küstenniederungen, sowie die in ihnen lebende
Tsetsefliege, die Ueberträgerin der für das Rindergeschlecht so
außerordentlich gefährlichen Tsetsekrankheit, eine rationelle Rind-
viehzucht unmöglich machen. Nur in dem nicht allzuweit von der
Küste und zwar von dem Hafenplatz Viktoria entfernt und hoch
gelegenen Buea gestatten auf seinem Vorwerk und der Sennerei
die speziell für Rindviehzucht günstigen Bedingungen die Zucht und
Haltung größerer Rinderherden. Die wildbetriebene, lediglich auf
die Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse und die Massenvermehrung
gerichtete Rindviehzucht der Eingeborenenstämme hat im Laufe der
Zeit zur starken Inzucht unter den Herden geführt, die sich heute
überall geltend macht und eine unverzügliche Abstellung der daraus
sich ergebenden nachteiligen Folgen durch Blutauffrischung fordert.
Dieses für die Zukunft nun dauernd zu ermöglichen, und gleich-
zeitig eine fortschreitende Verbesserung und Veredlung der Urrasse
zu erzielen, ist seitens der Regierung unter Berücksichtigung und
Würdigung des Geländes und kühleren Klimas von Buea und seiner
Umgebung, wo schon im benachbarten Kamerungebirge der Stamm

der Bawiri ein kleines, aber schön gebautes Rind züchtet, auf dem Vormerk und der Sennerei eine Zucht von Allgäuer Vollblut und eine Halbblutzucht durch Kreuzung mit Buckelkühen eingerichtet worden. Die Entwicklung dieser Zucht hat sich in quantitativer und qualitativer Hinsicht durchaus befriedigend gestaltet, so daß bereits eine ganz stattliche Anzahl von jungen Allgäuer Bullen und Rindern sowie von jungen Kreuzungsbullen an verschiedene Dienststellen im Innern des Landes zur Abgabe an Pflanzungen und Eingeborene beziehungsweise an viehzuchttreibende Häuptlinge im Bakossi- und Clonggebiet selbst abgegeben werden konnten. Außerdem ist der Wert dieses Rindviehzuchtbetriebes und der auf der Sennerei nebenbei betriebenen Butter- und Käsefabrikation noch darin begründet, daß fortan die Europäer von dieser wichtigen Anstalt des Gouvernements aus mit frischem Fleisch und vorzüglichen Molkereiprodukten versorgt werden können. Außerdem aber beginnt man neuerdings namentlich im Gebiet der Residentur Adamaua den Zuchtbestrebungen noch eine andere neue Richtung zu geben, da durch teilweise Einrichtung eines Fahrverkehrs die Zugtierfrage in den Vordergrund gerückt ist, und hierfür nicht nur Pferde und Esel, sondern vorteilhafterweise namentlich auch das Rind in Betracht kommt.

Von den 23 Bezirken, in die unser ostafrikanisches Schutzgebiet zerfällt, haben 10 als schlechte, 10 als gute und 3 als mittelmäßige Viehbezirke zu gelten. Auch hier sehen wir wieder, daß vorzugsweise die höher gelegenen Steppengebiete des Innenlandes die ansehnlichsten Rinderherden aufzuweisen haben, während alle Küstengebiete mit Ausnahme des nördlich von Dareßalam gelegenen Bezirks Pangani, dessen Hinterland einen ganz ansehnlichen Viehbestand besitzt, als durchweg schlecht zu nennen sind. Ebenso ungeeignet zur Viehzucht ist die an den Tanganjika See grenzende Südwestecke des Schutzgebietsbezirks Bismarckburg sowie der südliche Teil des nach Norden an den Bezirk Bismarckburg anstoßenden Bezirkes Ubidji, während dessen nördlicher Teil Uha wieder einen reichen Viehbestand aufweist. Die Viehhaltung beschränkt sich demnach in Deutsch-Ostafrika vorzugsweise auf die inneren Teile, sowie die den Viktoria-See umgebenden Bezirke und die Nordost- und Ostgebiete des Landes. Mit Ausnahme des Südbezirkes Ssongea, der einst bessere Tage gesehen hat, sind die erwähnten schlechten Bezirke seit undenklichen Zeiten keine Viehländer gewesen, denn die heute sie bewohnenden Eingeborenenstämme zeigen keinerlei Verständnis mehr für Viehhaltung, zum mindesten nicht für die Aufzucht von Rindvieh, und außerdem machen sie zwei in diesen Gebieten heimische verheerende Rinderseuchen, die Tsetsekrankheit und das ostafrikanische Küstenseuchefieber unmöglich. Teilweise hat sich der Rinderzucht schließlich auch noch die Heuschreckenplage durch die regelmäßige Vernichtung der Weiden und Futtervorräte als Hemmnis in den Weg gestellt. Die seither in Ostafrika betriebene Viehzucht konnte eigentlich nur eine Viehhaltung genannt

werden, da die auch hier unter Nichtbeachtung der immer mehr platzgreifenden Inzucht nur mit primitiven Urrassen betriebene Zucht völlig hinreichte, die einfachen Lebensbedürfnisse der Hirtenstämme zu befriedigen. Der Milchertrag ist nur sehr gering und hat hauptsächlich der Ernährung der Nachzucht zu dienen; die übrige Milch wird von den Eingeborenen im frischen oder geronnenen Zustande genossen oder dient zur Butterbereitung. Die durch Schütteln der Milch in ausgehöhlten getrockneten Flaschenkürbissen, den sogenannten Kalabassen, gewonnene Butter findet aber gewöhnlich nur zur Einsetzung des Körpers Verwendung, und nur aus Muanja am Viktoriassee wurden in den letzten Jahren größere Mengen eingekochter Butter, die in diesen Gegenden als Samli bezeichnet wird, exportiert. Erst in jüngster Zeit hat ein anderes Produkt der Rindviehzucht und zwar sogleich ganz hervorragend an Bedeutung zugenommen, nämlich die Gewinnung und der Export von Häuten. Der gewaltige, schnelle Aufschwung dieses neuen Handels fällt mit der Vollendung der Ugandabahn zusammen, da durch sie einige der viehreichsten Gebiete erschlossen wurden, was andererseits den Zuzug mehrerer tatkräftiger Firmen an den Viktoriassee zur Folge hatte.

Die beiden Urrinderrassen Ostafrikas sind das am weitesten verbreitete Buckelrind, das große Ähnlichkeit mit dem indischen Zebu besitzt, und das vornehmlich im Zwischenseegebiet gezüchtete langgehörnte Wattuffirind. Die Buckelrinder sind kleine bis mittelgroße aber fleischige Tiere mit mächtig entwickeltem Widerristhöcker und kurzen seitwärts gestellten Hörnern, während sich die Wattuffirinder von ihnen durch ihre besondere Größe, ihren starken Knochenbau und die mächtig entwickelten oft bis zu 2½ Meter ausliegenden Hörner unterscheiden. Zwischen diesen beiden Rassen kommen dann noch mehrere Uebergangsformen vor, die bald mehr den Typus der einen bald mehr der andern Rasse erkennen lassen.

Mit der regeren Besiedelung des Landes durch Weiße ist nun auch schon ein großer Teil dieses enorme Werte repräsentierenden lebenden Inventars Deutsch-Ostafrikas in ihre Hände übergegangen, und die erprobte europäische Wirtschaftskultur hat schon allenthalben begonnen, ihren verbessernden und veredelnden Einfluß geltend zu machen. Einen großen Anteil an der Hebung der Rindviehzucht hat in Ostafrika entschieden die deutsche Regierung. Auf der im Hochlande von West-Usumbara am Paregebirge im Nordostbezirk Wilhelmstal gelegenen Kulturstation Kwai des Gouvernements für Deutsch Ostafrika ist seit 1899 eine Kreuzungszucht von einheimischen Rühen mit importierten roten fränkischen und ostfriesischen Stieren eingerichtet worden, die sich einer raschen und erfolgreichen Entwicklung zu erfreuen scheint. Von der Domäne Kwai aus werden junge Stiere holländischer und fränkischer Kreuzung nach anderen Stationen zur Aufbesserung der von diesen gehaltenen Herden und des Eingeborenenviehes abgegeben, und diese Kreuzungsbullen haben sich auch überall gut bewährt, nachdem sie unter Beachtung der weitestgehenden Vorsichtsmaßregeln wegen der überall herrschenden

Seuchen transportiert worden waren. Die Durchschlagskraft der europäischen Stiere ist eine so frappante, daß in der ersten Nachzucht nicht allein die Farbe und der Körperbau des Vätertieres deutlich zum Ausdruck kommt, sondern die Kreuzungstiere auch hinsichtlich ihrer Nutzbarkeit, vornehmlich der Milchergiebigkeit, so überraschende Vorzüge aufweisen, daß bei Stallhaltung eine Milchgewinnung nach deutschem Muster möglich ist, und man daraus erkennt, wie außerordentlich aufbesserungsfähig die durch die Inzucht degenerierten Tiere sind. Die bisherige Kommunalverwaltung von Wilhelms-thal in Westusambara hat außerdem auch der Verwendung der einheimischen Rinder als Zugtiere ihre Aufmerksamkeit angedeihen lassen, so daß jetzt an Stelle der früher gehaltenen Kamele ausschließlich Zugochsen verwendet werden, und ebenso beginnt in anderen Distrikten, in denen vorwiegend Ackerbau getrieben wird, z. B. am Viktoria-Nyansa, der einheimische Ochse vor dem Pfluge genau wie in der deutschen Heimat seine schätzenswerten Dienste zu verrichten. Außer den verschiedentlichen Importen von deutschen Zuchtstieren hat eine Plantagengesellschaft bei Tanga ebenfalls im Bezirk Wilhelmsthal den aner kennenswerten und von Erfolg begleiteten Versuch gemacht, das starke, auffallend große, indische Zugrind nach Deutsch-Ostafrika einzuführen, das ja früher schon von den Indern nach Zanzibar gebracht worden war. Mit der fortschreitenden Verbesserung der Rindviehzucht Ostafrikas und ihrer rentablen Ausgestaltung haben sich auch die Grenzen des Landes dem Export geöffnet, so daß im Jahre 1906 nicht weniger als 746 Stück Rindvieh im Werte von 35 222 Mk. über die Küstengrenze nach Deutschland, Zanzibar und Südafrika und 2098 Stück im Gesamtwerte von 71 161 Mk. über die Binnengrenze nach dem übrigen Afrika ausgeführt werden konnten. Ebenso werden bereits bedeutende Mengen von Fleisch, Fleischwaren und tierischen Rohstoffen, wie Hörner, Knochen, Hufe und Häute, sowie verschiedene Abfälle und Dünger über die Grenzen exportiert.

Schröter.

(Schluß folgt.)



2. Von Entebbe bis Fort Portal.*)

Entebbe die Hauptstadt des Protektorats. — Die sechs Hügel von Kampala. — Dandi-Chwa, der Kabaka von Uganda. — Die Missionen. — Erkrankung des Kommandanten Cagni. — Ausrüstungsgegenstände. — Zusammenstellung der Karawane. — Abschied von Entebbe. — Allgemeiner Charakter des durchzogenen Landes. Wagandadörfer. — Klima. — Waganda- und Suaheliträger. — Lagerplätze. — Besuche der Häuptlinge und Austausch von Geschenken. — Das Lager der Schwarzen. — Mitiana. — Isoldesee. — Grenze von Uganda und Toro. — Erster Anblick des Ruwenzori. — Butiti. — König Kasagama. — Ankunft in Fort Portal.

Entebbe oder Port Alice, das vor kaum 15 Jahren von Sir Gerald Portal gegründet wurde, ist die politische und administrative Hauptstadt des englischen Ugandaprotektorats. Dieses umfaßt bedeutend mehr als das frühere Königreich dieses Namens, da dazu auch die Reiche von Unyoro und Ankole gehören, die sich französisch im Westen und Süden des eigentlichen Uganda ausdehnen, sowie die ganze Gegend östlich des Kiogasees und rings um den großen erloschenen Vulkan Elgon. Ferner gehören im Norden die ausgedehnten Landstriche dazu, die die Namen „Nilprovinz“ und „Rudolfprovinz“ führen.

Die Stadt liegt auf zwei Hügeln auf dem äußersten Ende einer Halbinsel zwischen zwei Seearmen. Ihre Straßen sind sämtlich breit und werden zu beiden Seiten von den Häusern der Europäer eingefasst. Diese weisen die in den Tropen übliche Bauart auf mit Dächern die über weite Säulenhallen vorspringen, und sind von Blumengärten umgeben. Die Lage der Stadt ist bezaubernd; der unermessliche See mit seiner Fülle von Licht und Glanz und einen da und dort verstreuten reizenden, anmutigen Inseln liegt vor uns ausgebreitet; aber die Netze vor den Fenstern, den Hallen und den Türen sind beredte Zeugen der herrschenden Malaria.

Es gibt hier einen Gasthof, protestantische und katholische Kirchen, drei Krankenhäuser, verschiedene Handelshäuser, Läden und Geschäfte, die von Goanesen und Indern gehalten werden.

Ein ausgedehntes Gelände längs des Sees wird vom botanischen Garten eingenommen. In ihm sind die verschiedenen Pflanzenarten des Landes beisammen zu finden; es werden dort auch Anbauversuche mit ausländischen Pflanzen, z. B. Blumen, Früchten, europäischen Gemüsearten, mit Kaffee, Tee, Baumwolle, sowie der Weinrebe angestellt. Viele der genannten Pflanzen werden im Protektorat bereits in ausgedehntem Maße und mit gutem Erfolge angebaut.

*) Diesen Abschnitt entnehmen wir dem uns von dem Verlage F. W. Brockhaus freundlichst zur Verfügung gestellten und auf Seite 31 besprochenen Werke „Der Ruwenzori“.

Am äußersten nördlichen Ende der Stadt befindet sich der öffentliche Marktplatz, der Zusammenkunftsort der Neger, die sich immer in großer Zahl in der Nähe der Stadt aufhalten in der Hoffnung, zu irgendeiner Arbeit oder als Karawanenträger gedungen zu werden.

Die Wohnungen der Eingeborenen, etwa 100 Hütten, liegen, zu einer Ansiedlung vereinigt, weiter von der Stadt entfernt unter prächtigen Bäumen inmitten von Bananenpflanzungen und Maisfeldern.

Eine breite, sehr guterhaltene Straße führt von Entebbe nach Mengo oder Kampala, der etwa 35 Kilometer entfernten Eingeborenenhauptstadt des Königreichs Uganda. Die Stadt ist auf einer Anzahl von Hügeln erbaut, von denen jeder der Sitz einer Gemeinschaft ist. So ist Mengo der königliche Hügel, Nakasero heißt der, auf dem die englischen Beamten wohnen; auf den übrigen drei Hügeln, Namirembe, Kibaga, Njambya, liegen die Gebäude und Kirchen der drei verschiedenen Missionen, einer anglikanischen und zweier römisch-katholischen, der französischen und der englischen, von denen jede von einem Bischof geleitet wird; Kampala aber ist, wie Sir Harry Johnston in seinem 1904 in London erschienenen Werke „The Uganda Protectorate“ schreibt, der kleine Rücken, den König Mwanga fast als Zeichen der Mißachtung dem Hauptmann Lugard schenkte und auf dem der erste Keim gelegt wurde, aus dem die britische Herrschaft über all diese weiten Landstriche erwuchs und gedieh.

Der gemeinsame Mittelpunkt dieser verschiedenen Gemeinschaften ist in der Regel der Basar mit seinen verschiedenen, mit jeder Art von Waren wohlversesehenen Läden, die sämtlich Indern gehören.

König von Uganda ist Seine Hoheit der Kabaka Dandi-Chwa, der, heute kaum dreizehnjährig, 1897 auf den Thron erhoben wurde, als sein Vater Mwanga abgesetzt wurde. Die Thronbesteigung fand unter Beobachtung der durch die Ueberlieferung des Landes geheiligten Formen statt, nur unterblieb die Niedermekelung von Untertanen, mit der früher jeder Herrscher- oder Häuptlingswechsel gefeiert wurde.

Auch die Regierungsform ist unverändert geblieben. Der jugendliche König hat drei Ratgeber zur Seite; den Katekero oder ersten Minister, den obersten Richter und den Schatzmeister; er regiert, unterstützt von einem aus 20 Distrikthäuptlingen und 66 Notabeln, den Vertretern sämtlicher Distrikte, zusammengesetzten Rate. Die Mitglieder des Rates werden vom Könige ernannt, der Vertreter der englischen Regierung hat jedoch ein Einspruchsrecht.

Da Dandi-Chwa sorgfältig nach den Grundsätzen der Zivilisation zur Mäßigung und Gerechtigkeit erzogen worden ist, steht zu hoffen, daß er nicht in die Fußstapfen der bestialischen Wildheit seiner Vorgänger tritt und daß die Residenz Mengo nie mehr solch fürchterliche Schauspiele erlebt, bei denen sie zur Zeit der Könige Mtesa und Mwanga mit Strömen Blutes besudelt wurde.

Hunderte von Menschen waren auf den Wink eines Zauberers hingeopfert worden, Massenblutbäder waren unter der Bevölkerung angerichtet worden infolge einer Laune des Kabaka oder um seinen abergläubischen Schrecken infolge eines Traumes zu besänftigen; täglich gab es Hinrichtungen, Verstümmelungen, Niedermegelungen von Frauen, Dienern, Sklaven; das Land war von Frauen entvölkert, um den Harem des Königs und der Häuptlinge zu füllen. Ereignisse von so haarsträubender Grausamkeit fielen vor, daß sie die Grenze des Möglichen zu überschreiten scheinen, wenn nicht der Beweis dafür in den übereinstimmenden Beschreibungen der Augenzeugen vorläge, die Uganda in jenen Zeiten besucht haben. In den benachbarten Reichen war es ebenso, und die Bevölkerung der Inseln bestand aus Menschenfressern.

Die in wenigen Jahren geschehene Umwandlung des Landes hat etwas Wunderbares an sich; das höchste Verdienst daran gebührt den Missionen. Sie sind die unmittelbaren Nachfolger der ersten anglikanischen Mission, die im Jahre 1877 auf eine von Stanley nach England überbrachte Einladung des Königs Mtesa nach Uganda kam, sowie der französischen römisch-katholischen Mission, die zwei Jahre nach den Engländern eintraf. Die Verfolgung durch Mwanga, die Ermordung des Bischofs Hamington, die Folterung und der Feuertod vieler eingeborener Christen waren nicht imstande, das Werk zu unterbrechen, das unbeirrt durch Bürgerkriege und politische Wechselfälle außergewöhnlich rasche Fortschritte machte. Im Jahre 1895 gesellte sich zu den beiden genannten eine englische römisch-katholische Mission.

Die Zahl der zum Christentum bekehrten Eingeborenen wuchs jährlich um Tausende, während der Islam die Zahl seiner Anhänger nicht vermehrte; die Sitten wurden von Tag zu Tag milder. Der moralischen Erziehung folgte Schritt für Schritt der Unterricht. Die Missionare gaben dem Lande eine von ihnen geschaffene Schriftsprache, da eine solche vorher nicht existiert hatte, und im Anschluß an die Kirchen entstanden Schulen zu Hunderten.

Heute sind viele Dörfer in der Umgebung von Entebbe und in Kampala vollständig christlich. Häufig sieht man die Neger zum Unterricht um den Missionar geschart auf der Erde hocken. Auf dem flachen Lande trifft man viele Eingeborene, die zur Feldarbeit gehen oder von ihr zurückkehren und unterwegs beten oder den Rosenkranz hersagen. Sie sind alle mit der langen weißen Tunika mit weiten Ärmeln bekleidet, die fast allgemein die frühere Tracht verdrängt hat. Diese war aus Streifen der Rinde einer besonderen Ficusart angefertigt, die solange geklopft wurden, bis sie weich und schmiegsam waren, und die dann mit großer Meisterschaft zusammengeñäht wurden. Am Sonntage beten in den geräumigen Kathedralen in Mengo, die mehrere Tausend Gläubige fassen können, Erwachsene und Kinder mit musterhaftem Eifer und Ernst.

Andererseits läßt es sich nicht verkennen, daß auch der Islam einen wesentlichen und wohlthätigen Einfluß bei der Beseitigung der

Spuren der alten Barbarei im Lande ausgeübt hat. In vielen Bezirken sind die Mohammedaner noch heute in der Mehrzahl.

Unsere Expedition hielt sich vom 7. bis 15. Mai in Entebbe auf, um die Organisation der Karawane in allen Einzelheiten vorzubereiten. Inzwischen wurde unglücklicherweise Kommandant Cagni ein Opfer des ungesunden Klimas. Er erkrankte am 8. Mai am Fieber, das trotz der Chinineinspritzungen anhielt und sich durch eine Unterleibsentzündung komplizierte, so daß er nach einigen Tagen ins Krankenhaus übergeführt werden mußte, das eine gesunde Lage hatte und wo für die Wiederherstellung günstige Verhältnisse herrschten.

Ich verlor dadurch die wertvollste Hilfe in einem Augenblick, in dem die Arbeit am schwierigsten und verwickeltsten war.

Die aus dem „Wimfred“ ausgeschiffte Ausrüstung der Expedition war von den Trägern in den Hof des Equatorial Hotel gebracht worden und wurde nun inmitten einer dichten Schar von neugierigen Kindern und Erwachsenen aus den Kisten genommen, nachdem sämtliche Frachtstücke kontrolliert und gezählt worden waren. Das gesamte Lagermaterial: Zelte, Betten, Schlafsäcke, Stühle, Tische, Badewannen, Küchengeräte, die hermetisch verschlossenen Kisten mit Kleidern, das photographische Material sowie das für die zoologischen, botanischen und mineralogischen Sammlungen, die Jagdwaffen samt Munition bildeten zusammen 114 Gepäckstücke, jedes zu 23 Kilogramm Gewicht, die numeriert und mit Zeichen versehen wurden, um bei Bedarf sofort herausgefunden zu werden.

Der Lebensmittelvorrat war unter Annahme eines Aufenthalts von 40 Tagen im Hochgebirge oberhalb der Schneegrenze und einer ebenso langen Dauer der Reise von Entebbe bis zu den Bergen, einschließlich der Rückkehr, berechnet worden. Er bildete 80 Trägerlasten von demselben Gewicht wie die vorerwähnten; jede Last enthielt den täglichen Bedarf für zwölf Personen einschließlich der verlöteten und durch dünne Brettchen geschützten Büchsen mit kondensierter Milch. Der einzige Unterschied zwischen den für das Hochgebirge und den für die untere Zone bestimmten Nationen bestand darin, daß die letzteren kein Büchsenfleisch enthielten, weil sich frisches Fleisch in jedem bewohnten Landstrich leicht beschaffen läßt.

Es waren somit 194 Träger zur Beförderung der gesamten Ausrüstung nötig. Rechnet man dazu die Karawanenführer, die persönlichen Diener mit ihren eigenen Trägern, die mit der Sorge für die Pferde und Maultiere betrauten Neger und diejenigen, die während des Marsches die Kinder, Ziegen, Schafe, den lebenden Proviant für den Unterhalt der Karawane, treiben mußten, sowie andere mit weniger wichtigen Obliegenheiten, so kam man auf eine Gesamtzahl von über 300 Menschen.

Der Kollektor oder oberste Verwaltungsbeamte des Bezirks, J. Martin, ein Mann von hervorragender Erfahrung in der Or-

ganisation von Karawanen und Reisen, hatte das gesamte Personal durch Herrn Bulli, der damals Beamter der Italienischen Kolonialgesellschaft war, in den Monaten vor der Ankunft der Expedition auswählen und zusammenstellen lassen. Bulli sollte außerdem die Expedition als Karawanenführer begleiten.

Es waren drei Pferde und drei Maultiere angekauft worden, um die Strapazen des Marsches etwas zu erleichtern; ferner zwei



Wagandaweiber auf dem Wege zum Markte.

Miffchas, kleine, leichte, zweirädrige Wagen, die für eine oder zwei Personen Raum boten und von Eingeborenen gezogen oder geschoben wurden; sie sollten dazu dienen, ohne Anstrengung die ebenen Strecken des Weges zurückzulegen.

Am 12. Mai war alles zum Aufbruch bereit. Aber ich wollte noch drei Tage warten, da ich mich nur schwer entschließen konnte Cagni zurückzulassen. Ich mußte aber schließlich doch den Entschluß

fassen, ohne ihn aufzubrechen; die Dauer seiner Krankheit ließ sich gar nicht bestimmen, und wollte man länger zögern, so lief man Gefahr, daß die günstigste Jahreszeit zur Erforschung der Berge ungenutzt verstrich, ganz zu schweigen von der Gefahr, daß noch ein anderer Teilnehmer erkrankte und damit der Ausgang des ganzen Unternehmens in Frage gestellt wurde.

Es blieb also nichts anderes übrig, als sich der Hoffnung hinzugeben, Cagni werde dank der hingebenden Pflege des ausgezeichneten Doktors Hodge bald genesen und könne dann zu gelegener Zeit die Expedition wieder einholen. Es wurde daher in Entebbe die gesamte Ausrüstung zurückgelassen, die erforderlich war, um Cagni den Antritt der Reise sobald wie möglich zu gestatten.

Am 14. Mai nahm ich mit meinen Gefährten Abschied von den Gastfreunden in Entebbe, die alles aufgeboten hatten, den einwöchigen Aufenthalt in der angenehmsten Weise vorübergehen zu lassen. Als Vertreter der Regierung der Kolonie begleitete Kollektor Martin die Expedition bis an die Grenze des Königreichs Uganda mit einem Geleite von 26 Askaris und 67 Trägern.

Am Morgen des 15. Mai versammelten sich rechtzeitig alle Träger mit ihren Karawanenführern, den Boys und den Soldaten im Hofe des Hotels Berti, wo die Lasten in Reihen geordnet standen. Inzwischen verabschiedeten wir Europäer uns von Cagni mit hoffnungsvollen Worten und guten Wünschen für seine baldige Genesung.

Um 8 Uhr 30 Minuten machten sich die Träger unter betäubendem Geschrei in langer Reihe, die Lasten auf dem Kopfe, auf der breiten, ebenen Straße auf den Weg nach Kampala.

Die Spitze der etwa 400 Personen zählenden Karawane war beinahe schon außer Sicht, als ich mit den übrigen Teilnehmern der Expedition ebenfalls aufbrach.

In kurzer Entfernung von Entebbe führt der Weg durch die majestätischen Laubwölbungen eines tropischen Waldes.

Die Entfernung von Entebbe und Fort Portal beträgt ungefähr 290 Kilometer bei einem Höhenunterschied von etwa 355 Meter; dieser verteilt sich auf vier Stufen, die drei verschiedene hydrographische Becken voneinander abgrenzen. Das erste derselben nimmt die Gewässer auf, die sich nach Süden in den Katongofluß ergießen und durch diesen in den Viktoriassee münden. Der Isoldesee gehört dazu. Auf der zweiten und dritten Hochebene entspringen die Nebenflüsse des Misisi, der nach Norden fließt, um sich in den Albertsee zu ergießen. Die letzte der vier Terrassen führt zur Wasserscheide zwischen den Zuschüssen des Albert-Eduardsees und denen des Albertsees.

Dieser ausgedehnte Landstrich, der gleichsam eine einzige Hochebene zwischen drei Seen bildet, wird nach allen Richtungen von Hügelketten durchschnitten, die im Osten weniger deutlich hervortreten und sich mehr zusammendrängen, während sie im Westen schärfer ausgeprägt und mehr voneinander gesondert sind.

Der Boden ist durchgängig von ziegelroter Farbe. Die Verteilung der Vegetation richtet sich nach der Terraingestaltung. Die höchsten Teile, die Abhänge und die Gipfel der Hügelketten, sind mit hohem Grase bewachsen; kaum daß hier und da einmal ein einzelner Baum oder eine Gruppe von wenigen Bäumen steht, deren Fuß von Unterholz umgeben ist; auf dem Grunde der Talungen, in denen sich fließendes Wasser findet, gedeihen prächtige Wälder; wo das Wasser nicht abfließt, sind weite Sumpfflächen ganz mit hohen Papyrusstauden bedeckt, unter denen eine reiche Wasserflora wuchert.

Vom Gipfel der größeren Anhöhen herab erscheint die ganze Ebene, soweit das Auge reicht, wellenförmig von gerundeten, mit hohem, gelbem Grase bedeckten Höhenrücken durchzogen, von denen sich die dichten Baumgruppen mit ihrer dunkelgrünen Farbe wirkungsvoll abheben.

Die Bezeichnung „Gras“ ist allerdings einer Vegetationsform wenig angemessen, die drei bis sechs Meter hoch wird und so enge zusammengedrängt steht, daß es beinahe unmöglich ist, vom Wege abzubiegen, und bei der das Gelände mehr einem dichten Röhricht als einer Wiese gleicht. Die Engländer nennen die Pflanze „Elefantengras“; es ist in der Tat ein Futter, das einer Elefantenherde angemessen ist. Strichweise macht das „Elefantengras“ einer Vegetation von bescheideneren Abmessungen Platz, die über einen Meter hoch wird und sich mit ungezählten Blüten schmückt.

Die Eingeborenen pflegen in der trockenen Jahreszeit Feuer anzulegen. Es ist möglich, daß die ausgedehnten Feuerbrünste, die sich namentlich in dem höher gelegenen Gelände, wo der Boden trockner ist und das Feuer vom Winde angefacht wurde, die jungen Pflanzen vernichten und ihnen nicht gestatten, sich zu Wäldern zu entwickeln, ausgenommen in den geschützten, von fließendem Wasser durchzogenen Talungen. In der Tat sind in der Regel die Bäume, die sich hier und da zwischen dem Grase erheben und der Landschaft das charakteristische Aussehen eines Parkes verleihen, sämtlich von bedeutender Größe. Es sind Akazien, Mimosen, Euphorbien, Korallenbäume und Spathodeen mit scharlachroten Blüten, leuchtendweißer Jasmin, rosablühende Akanthusgewächse, violette Winden.

Am Fuße der Bäume zwischen dem Laube der niedrigeren Gebüsche findet man fast stets einen jener seltsamen kegelförmigen Baue, welche die Nester der Termiten darstellen und eines der charakteristischen Merkmale aller Landschaften Zentralafrikas bilden; es scheint dieses regelmäßige Vorkommen einen bestimmten Grund zu haben. Möglicherweise begünstigen die Termiten dadurch, daß sie die Erde an einem Punkte anhäufen, die Entwicklung einer Vegetation, die mit einer Gruppe von Sträuchern und Kletterpflanzen beginnt, und diese letztere wiederum beschützt das Wachstum eines hochwüchsiges Baumes, einer Akazie, eines Ficus, einer Euphorbie, bis er feste Wurzel geschlagen hat.



Bananenpflanzung und Eingeborenenhütte bei Sot Portal.

Die Waldzonen im Grunde der von einem Wildbache durchströmten Täler sind wahre Oasen eines Urwaldes mit prächtigen, 30 bis 40 Meter hohen Bäumen, verschiedenen Arten von Akazien, majestätischen Borassus- und Raphiapalmen, Kastabäumen, Dracänen; alle sind sie bedeckt mit Schlinggewächsen und durch ungleichmäßig lange Lianen untereinander verbunden. Nicht selten sieht man Herden von Affen, meist weißschwänzige Kolobus, unter durchdringendem Geschrei gewandt von Ast zu Ast springen. Der Waldboden ist selbst an den Tagen, an denen die Sonne sengend herniederbrennt, stets feucht und elastisch. Außerhalb des Weges ist alles ein Moossteppich.

Das stellenweise Vorkommen von Lichtungen verleiht den Wäldern einen immer neuen Reiz, wenn man nach Ueberschreitung eines von der Sonne ausgedörrten Abhanges von neuem in den tiefen Schatten der Bäume eintritt und den Duft der Akazien, der Mimosen und des Jasmins mit vollen Zügen einatmet.

Die Gegend ist ziemlich bevölkert, aber die Wohnungen sind in den Bananepflanzungen und dem hohen Grase so gut versteckt, daß man an den Dörfern leicht in unmittelbarer Nähe vorüberziehen kann, ohne sie zu bemerken. Es sind Gruppen von Hütten, die gewöhnlich auf halber Höhe des Abhanges eines Hügels liegen, mitten zwischen Bananepflanzungen und kleinen angebauten Feldern, die mit irgend einer hochwüchsigen Pflanze eingezäunt sind. Die Wohnungen haben die übliche kegelförmige Gestalt mit einem ungleichmäßig kunstreich angefertigten, gewöhnlich kreisförmigen Strohdache, das ringsum bis zur Erde reicht, mit Ausnahme des Einganges, über dem es nach Art eines niedrigen, schmalen Wetterdaches eingeschnitten ist. Der Innenraum bildet ein Gewirr von zahlreichen Pfählen und Pfeilern, die das schwere Dach stützen. Die Hütten sind oft von mitunter mehrfachen Zäunen umgeben, so daß man drei vier oder mehr Höfe durchschreiten muß, ehe man bis zur Behausung gelangt.

Das Land um die Hütten herum ist nur auf kurze Entfernung angebaut; wie in fast allen tropischen Ländern wird die Bodenproduktion durch die Trägheit der Bevölkerung auf das für die Fristung des Lebens notwendige niedrigste Maß beschränkt. Von einem Zusammenwirken ist keine Spur zu entdecken. Jede Familie besitzt ihre Hütte und ihr Feld, das sie für sich allein bebaut. Die landwirtschaftliche Arbeit liegt ausschließlich den Frauen ob. Angebaut werden Bananen, Kolofasien, Bataten, Yamswurzel, Bohnen, Mais, Durrahirse, Sesam, Baumwolle und Zuckerrohr. Eine köstliche Frucht, stets erfrischend und durststillend, ist die Papaya.

Die Hauptnahrungspflanze der gesamten Bevölkerung ist jedoch die Banane. Es gibt viele Arten davon. Außer der mit süßem Fruchtfleisch, die reif roh gegessen wird, gibt es eine Banane, die unreif geerntet und gekocht wird. Aus dem Fleische einer anderen Abart bereitet man eine Art Brot. Der ausgepreßte Saft der reifen Banane liefert ein durststillendes, erfrischendes Getränk.

Mbisi genannt, das Alkohol enthält und berauschend wirkt, wenn man es gären läßt; es heißt dann Mwenge. Schließlich werden die Blätter und Schäfte der Bananen zu den verschiedensten Zwecken benutzt.

Der Ursprung der kultivierten Banane ist unsicher; sie ist botanisch von der wilden einheimischen Banane ganz verschieden, und es ist zweifelhaft, ob sie sich auf diese zurückführen läßt.

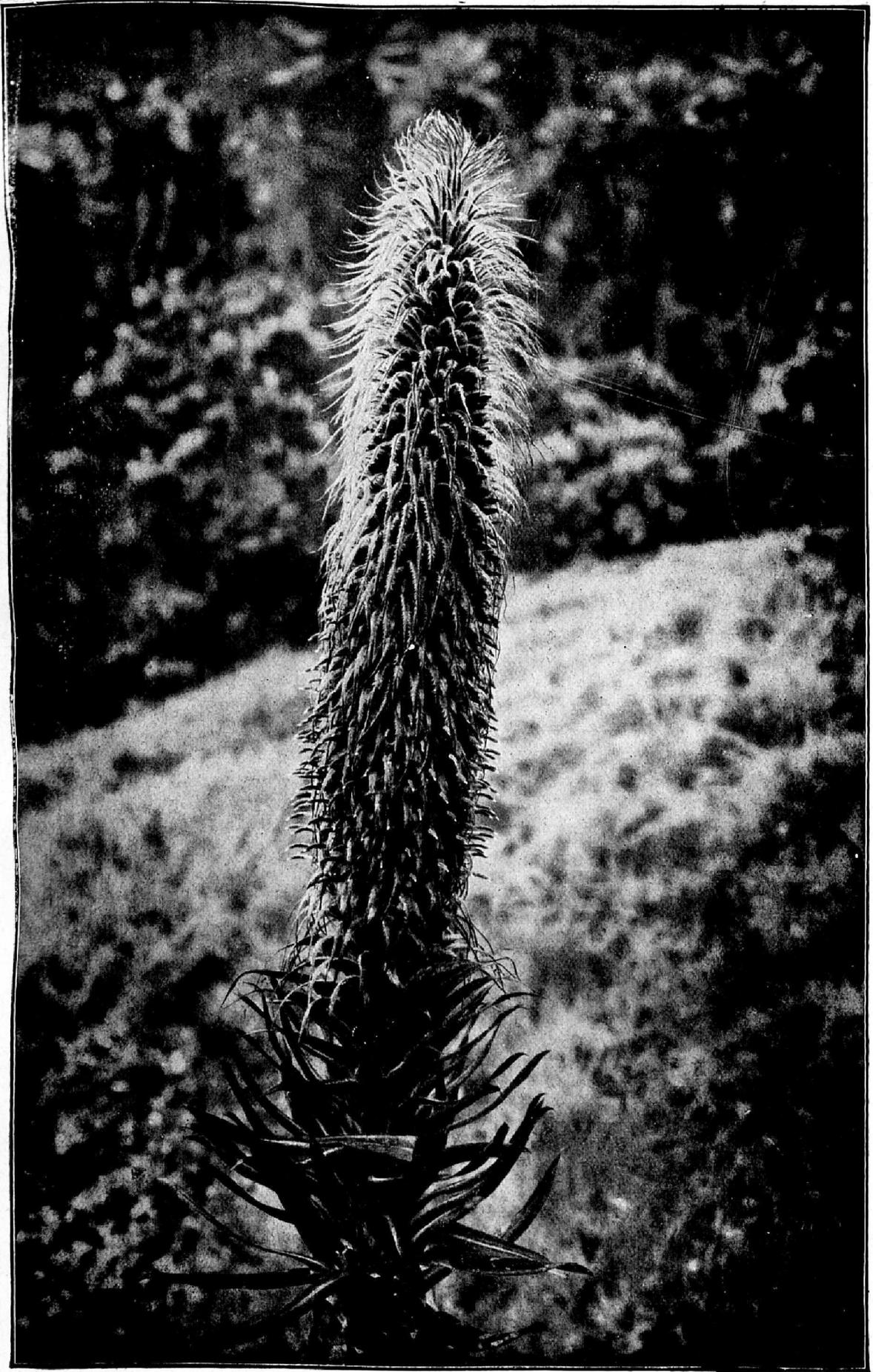
Der Weg, bald ein Pfad, der wie eine tiefe Schlucht zwischen den hohen Gräsern hindurchführt, bald eine ziemlich breite Straße auf den ebenen Strecken, läuft in schnurgerader Richtung wie eine Römerstraße, überschreitet Hügel oder folgt eine Strecke lang deren Rämmen, senkt sich in die Täler hinab und dringt in die Wälder ein oder durchquert ausgedehnte Sumpfgebiete, durch die sie als Damm führt. Ein solcher Damm wird von den Eingeborenen hergestellt, indem sie auf beiden Seiten Papyrusstauden und Schilfrohr abhauen und quer über den Weg legen; sie bilden so eine feste Schicht, auf die dann Sand und lockere Erde zur Vollendung des Weges geschüttet wird, der an den Seiten noch durch tief in den Sumpf eingerammte Pfähle befestigt wird.

Es ist die alte Straße der Eingeborenen, die schon vor der englischen Besitzergreifung vorhanden war. Mit großer Sorgfalt wird sie durch Scharen halbnackter Frauen, jungen und alten, instand gehalten, die sich bemühen, das Gras auszureißen und den Grund mit den kleinen einheimischen Hacken auszubessern.

Auf der ersten Strecke des Weges, auf der die Hügel näher beieinanderstehen, geht es beständig über steile Abhänge auf und nieder. Hinter dem Noldesee werden die Abhänge sanfter und durch ebenes Gelände unterbrochen, und der Weg wird weniger beschwerlich. Auch die Sümpfe werden allmählich seltener, je mehr man sich Fort Portal nähert; das Land gewinnt ein Aussehen, als sei es der Gesundheit zuträglicher.

Die Temperatur, die des Morgens angenehm ist, wird gegen Mittag glühendheiß und erstickend, obgleich in den heißesten Stunden der Himmel infolge einer meteorologischen Einrichtung der Vorsetzung mit mehr oder weniger dichten Wolken bedeckt ist, die hinreichen, die unbarmherzigen Sonnenstrahlen zu verhüllen. Fast jeden Tag und jede Nacht bricht ein heftiges Gewitter aus, das von stürmischen Winden, Donnern und flammenden Blitzen sowie von Regengüssen begleitet wird, die in der Regel aber nur kurze Zeit anhalten. Zum Glück hatte die Karawane jedoch nicht mit den schlimmsten Orkanen, mit Wasser- und Windhosen zu kämpfen, die auf ihrem Wege alles entwurzeln, zerstören und überschwemmen, und von gefährlichen elektrischen Entladungen begleitet sind, wie sie nach Angabe der Schriftsteller in Uganda häufig vorkommen.

Das Wetter ändert sich stets ganz plötzlich. In wenigen Minuten wird der bis dahin heitere, kaum bedeckte Himmel schwarz wie die Nacht und bekommt ein unheimlich drohendes Aussehen; mit derselben reißenden Schnelligkeit zerteilen sich nach einem ganz



Lobelia Stuhlmanni in voller Blütenentwicklung.

kurze Zeit anhaltenden Regen die dichten, schweren Wolken, und von neuem strahlt die glühende Sonne hernieder.

Die Dauer der Tagemärsche schwankt zwischen drei und sechs Stunden, in denen 15 bis 30 Kilometer zurückgelegt werden. Die Träger schlagen in der Regel eine schnelle Gangart ein, auf welcher Strecke des Weges es immer sei. Man bricht beim Morgengrauen, gegen 5¹/₂ Uhr, auf, und vor der Mittagsstunde ist der Marsch beendet, so daß man in den heißesten Stunden des Tages ruhen kann. Unterwegs nimmt die Karawane beinahe einen halben Kilometer Raum ein; es herrscht ein beständiges lärmendes Durcheinander von Stimmen, Gelächter, Geschrei, das sich auf den beschwerlichen Strecken etwas beruhigt, wenn ein steiler Anstieg auch die nicht beladenen Personen feuchen macht. Aus den an der Straße liegenden kleinen Dörfern strömen die Eingeborenen neugierig herbei, um sich den Zug anzusehen und mit den Trägern von lautem Lachen begleitete Scherz Worte zu tauschen.

Mitunter kreuzt den Weg eine Karawane, die Salz aus den heimischen Salinen oder Elfenbein aus dem Kongostaate bringt, oder es begegnet uns ein weißer Kaufmann mit Begleitmannschaft.

Die Askaris halten eine gewisse Disziplin unter der zahlreichen Schar aufrecht und treten oft dazwischen, um Streitigkeiten und Zänkereien zu schlichten. Solche werden in der Regel von den Trägern hervorgerufen, die, um sich die Arbeit leicht zu machen, gern mit Gewalt Eingeborene, die ihnen unterwegs begegnen, zum Tragen der Lasten zwingen wollen.

Im übrigen sind die Neger wie die Kinder, gutmütig und sanft, oder böseartig und ungebärdig, je nachdem man sie behandelt; mit ein wenig Takt und Wohlwollen, das nicht einer gewissen Festigkeit entbehrt, ist es leicht, ihr lebhaftes Temperament zum Guten zu lenken.

Die Karawane besteht zum weit überwiegenden Teile aus Baganda, den eigentlichen Eingeborenen von Uganda, die jedoch verschiedene anthropologische Merkmale besitzen, so daß sie ein Mischvolk aus mehreren Stämmen zu sein scheinen. Sie tragen einige ausgesprochen negerähnliche Züge, wie z. B. die krausen, pechschwarzen Haare, die an der Wurzel eingedrückte, breitgequetschte Nase, die wulstigen, vorspringenden Lippen und die henkelartig abstehenden Ohren, aber die Prognathie ist weniger ausgeprägt und die Stirn ist breit und nicht zurückweichend. In der Regel sind sie hager mit wenig ausgebildeter Muskulatur, und ihr Aussehen ist nicht das kräftiger Leute.

Ihre Gebräuche scheinen vorgeschrittener zu sein als die vieler anderer afrikanischer Völkerschaften. Sie bemalen sich nicht, sie salben sich nicht die Haut ein, sie verunstalten sich weder durch Tätowieren noch durch Ziernarben und mit Ausnahme der Kinder und einiger Frauen behängen sie sich nicht mit Halsketten und Armbändern.

Mehr als ein Reisender hat mit Staunen ihre verwickelte soziale Ordnung beobachtet, die eine echt feudale Verfassung ist. In einzelnen Sagen und Ueberlieferungen, in den Gestalten ihrer aus geflochtenen Gräsern hergestellten Hausgeräte, in der Form gewisser musikalischer Saiteninstrumente, in den in Tierhörnern eingeschnittenen astronomischen Sinnbildern hat man Anzeichen von Beziehungen und Berührungen mit den alten Ägyptern erblicken wollen.

Die Waganda haben in mündlicher Ueberlieferung die Geschichte ihrer Dynastie bewahrt. Sie besteht aus 37 Namen von Königen und muß bis ins 15. oder 14. Jahrhundert zurückreichen.

In geringerer Anzahl sind die von der Küste stammenden Suaheliträger vertreten, Mischlinge von Arabern und Bantunegern, die in ganz Zentralafrika zu finden sind.

Das Lager wurde stets fern von den Dörfern an vorherbestimmten und eigens dazu vorbereiteten Plätzen aufgeschlagen. In der Regel bestand es aus einer großen Schutzhütte, in der die Weißen ihre Mahlzeiten einnahmen, und einem oder zwei Schirmdächern zum Unterbringen des Materials und zum Schutze desselben bei schlechtem Wetter. Um diese herum lagen die Zelte der Weißen. Martin schlug ein zweites Lager auf, das von dem meiner Expedition getrennt lag. In beiden flatterten die italienische und die englische Flagge.

Die Zelte waren von einer Seriba, einer Einzäunung aus geflochtenem Rohr, umgeben, die weniger zur Verteidigung als dazu diente, das Lager der Weißen von dem der Träger zu trennen.

Die Neger trafen singend und lärmend auf dem Halteplatz ein, legten die Lasten in großer Eile an der dafür bestimmten Stelle nieder und machten sich sofort an die Errichtung ihrer Unterkunftshütten. Mit erstaunlicher Schnelligkeit erhoben sich solche ringsherum.

Der sehr sinnreiche Bau besteht aus einer Reihe von Stangen oder biegsamen Rohrstäben, die im Kreise in den Boden gepflanzt werden und deren freie Enden, nach der Mitte zu umgebogen und untereinander verbunden, eine runde Kuppel bilden, auf die gleichmäßig geordnete Grasbündel so gelegt werden, daß sie eine schmale Öffnung für den Eintritt freilassen. In weniger als einer Viertelstunde verwandelte sich eine weite Grasfläche in ein großes Dorf.

■ Während die Neger eifrig arbeiten, erscheinen im Lager lange Reihen von Frauen und Kindern aus den benachbarten Dörfern, Bündel aus Bananenblättern voller Früchte und süßer Bataten auf dem Kopfe. Eine Schar nackter Kinder begleitet sie, die kleinsten werden von den Müttern auf dem Rücken in einer Falte des Gewandes getragen. Auf diese Weise wird die Karawane von der Bevölkerung der durchzogenen Landstriche vollauf mit Lebensmitteln versorgt.

Inzwischen empfing ich die Guldigungsbesuche einiger Häuptlinge, die im Lager mit einem Pomp eintrafen, der im Einklang

zu ihrer Bedeutung stand. Sie wurden durch einige früher eintreffende Abgesandte angemeldet; in der Regel waren sie mit einer weiten weißen Tunika oder mit einem Mantel aus mehr oder minder kostbarem Stoff angetan und hatten Sandalen an den Füßen; Sklaven begleiteten sie, die die Abzeichen der Macht ihres Herrn, den Sonnenschirm und den Sessel, trugen; dahinter drängte sich ein Gefolge von Dienern und eine mit Lanzen und Säbeln bewaffnete Leibgarde.

Dann kam eine Menge Eingeborener, die vor sich her die Geschenke an Ziegen, Schafen, zuweilen auch Kälbern und Stieren trieben und Körbe mit Hühnern, Eiern, Bananen, kurz allen Erzeugnissen der Gegend, trugen. Eine lärmende Musikkapelle mit Trommeln, Pfeifen, Hörnern und Flöten folgte dem Zuge oder schritt ihm voran.

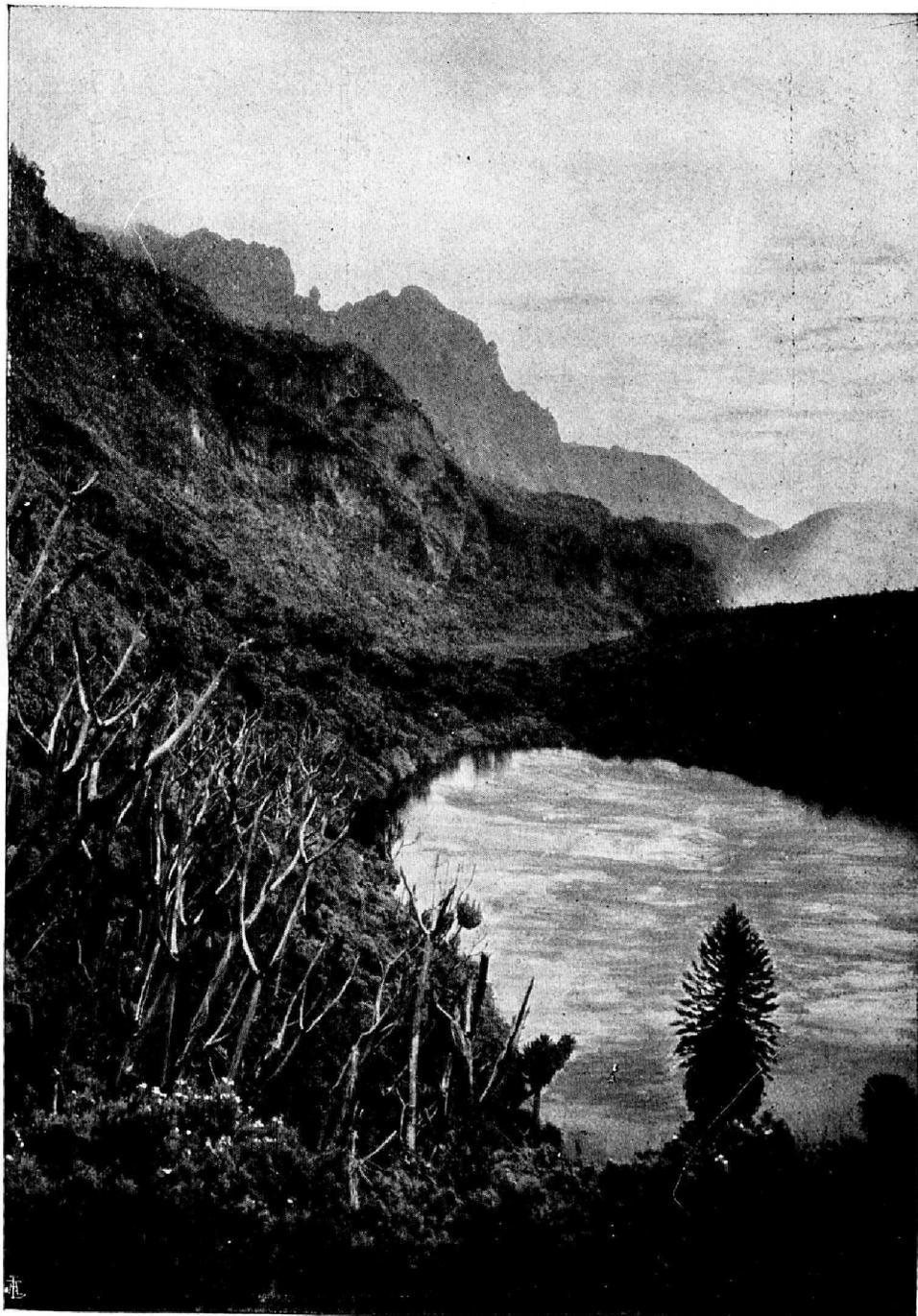
Bisweilen kamen die Häuptlinge mit dem gleichen Aufgebot ihrer Würde der Expedition bis an die Grenze ihrer Bezirke entgegen und schlossen sich dem Zuge bis zum Lagerplatze an. Die Musikanten begleiteten die Karawane oft mehrere Tage hintereinander und erwiesen ihr die Ehre ihrer schonungslos andauernden Musik.

Den Gegenbesuch stattete ich oder ein anderes von mir beauftragtes Mitglied der Expedition dem Häuptling ab, wobei die Geschenke von uns mit einer Vergütung erwidert wurden, die in der Regel sehr reichlich bemessen war.

Die Wohnungen der Häuptlinge sind freisrunde Häuser mit Wänden aus ineinandergeslochlenen Rohrstäben und mit dem herkömmlichen Dache der Eingeborenen. Der Innenraum ist durch Vorhänge in mehrere Gemächer geteilt, die Wände sind mit Bildern aus illustrierten Zeitschriften geschmückt, auf dem Fußboden liegen Matten und Tierfelle; meistens findet sich eine bescheidene Ausstattung an Stühlen und Kissen vor, und alles ist blank und in guter Verfassung. Um das Haus ziehen sich mehrere Seriben; in dem Raum zwischen je zweien von ihnen befinden sich die Hütten für die Frauen, die Diener, die Askaris usw.

Während der ersten Marschtage war es notwendig, sich mit unzähligen Einzelheiten zu befassen, damit alles genau ineinandergriff, und die Arbeit gleichmäßig auf alle zu verteilen, so daß wenig Zeit übrig blieb, die malerische abenteuerliche Seite des Nomadenlebens so recht zu genießen. Später aber, als jedermann mit seinen Obliegenheiten vertraut war, wurde uns alles zu einer Quelle neuen Ergötzens.

Das seltsamste, abwechslungsreichste Schauspiel bot stets das von Menschen wimmelnde Negerlager. Unbeschreiblicher Lärm und Bewegung herrschten darin, übertäubt von dem beständigen Rasseln der Trommeln und den wenig harmonischen Tönen der fremdartigen Musikinstrumente mitten zwischen dem Flügelschlagen der Hühner und dem Blöken und Brüllen des Viehes. Hier und da sammeln sich aufgeregte und lärmende Gruppen um Tänzer oder



See im Westen des Baker. Im Vordergrund Stümpfe
verbrannter Senecien.

Ringkämpfer. Die Frauen, die der Karawane Lebensmittel gebracht haben, die Kinder und die Männer aus den benachbarten Dörfern bleiben längere Zeit im Lager und vermehren das Gedränge und die Verwirrung.

In seltsame r Gegensatz zu dieser heidnischen Umgebung beten Gruppen von Christen mit lauter Stimme oder sagen den Rosenkranz her. Am Halse tragen sie außer dem Rosenkranz Kreuze, Medaillen und Skapuliere.

In den vorgeschriebenen Stunden verrichten Mohammedaner ihre Gebete auf ihren Matten. Abseits exerzieren die Askaris der Bedeckung und führen Marschübungen aus.

Sobald sich der Abend langsam herabsenkt, flammen im ganzen Umkreise des Lagers Hunderte von Feuern auf, an denen die Träger bis in die späte Nacht hinein verweilen, um die süßen Bataten zu rösten oder die Bananen zu kochen, die fast ihre ausschließliche Nahrung bilden und zu denen mitunter noch etwas getrockneter Fisch kommt.

Nach einem Marsche von fünf, sechs Stunden über ein oft beschwerliches Gelände, wobei die Leute ziemlich schwere Lasten auf dem Kopfe tragen, genügt diese höchst einfache, einzige Mahlzeit am Abend zu ihrer Sättigung. Der Bananenwein ist ein seltener Luxus, und Wasser ist mit seltenen Ausnahmen überall spärlich und schmutzig und auch in gekochtem Zustande von widerlichem Geschmack und Geruch.

Die Zeit vergeht allen sehr rasch; es scheint, als sei der Geist, überwältigt von so vielen neuen Eindrücken, es müde, sich die Hauptaufgabe gegenwärtig zu halten, die darin besteht, so rasch wie möglich dem Ziele näherzukommen. Im übrigen läßt die Notwendigkeit beständiger Arbeit den Teilnehmern der Expedition wenig Zeit, mit ihren Gedanken von der Sache abzuschweifen.

Ich beschäftigte mich stets persönlich mit der Neuordnung und der Kontrolle des Ausrüstungsmaterials und mit meteorologischen Beobachtungen, zu denen ich die in dem kleinen, an dem geeignetsten Orte errichteten Lagerobservatorium aufgestellten Instrumente benutzte; außerdem nahm ich die Längen- und Breitenmessungen vor.

Dr. Cavalli ist stets von einer zahlreichen Schar kranker Eingeborener aus der Umgebung umringt und hat jeden Tag seine Heilkunst an irgend einem Träger auszuüben.

Sella verbringt, abgesehen von seinen photographischen Aufnahmen, einen großen Teil der Nachmittage damit, in Gemeinschaft mit Roccati und Cavalli Pflanzen und Tiere zu sammeln. Wider Erwarten sind kleine Tiere selten, vielleicht weil sie von den Termiten, die alles überfluten und zerstören, verdrängt worden sind. Häufig beteiligen sich die Neger der Umgebung, Kinder und Männer, freiwillig an dem Suchen und haben ihre Freude daran, wenn sie sehen, wie Roccati ein winziges Insekt, eine Spinne oder einen Skorpion wie einen wertvollen Schatz aufliest oder eine Gidechse oder ein Chamäleon mit großer Sorgfalt verwahrt.

Von Zeit zu Zeit wird auch ein Jagdausflug gemacht. Pharaohühner und wilde Tauben kommen in den Anpflanzungen in der Nähe der Lagerplätze in Menge vor. Auch gibt es in dem ganzen Landstriche Elefanten, Zebras, Antilopen, sowie zahlreiche Löwen und Leoparden. Dies sind aber Tiere, auf die eine Jagd eigens vorbereitet werden muß; auf keinen Fall ist sie mit einem raschen Karawanenmarsche, der ein ganz anderes Ziel im Auge hat, vereinbar; man mußte schon zufrieden sein, wenn es gelang, in der Ferne einige flüchtige Antilopen zu Gesicht zu bekommen.

Das Wetter wurde gegen Abend wieder kühler. Nach Einnahme der Mahlzeit versammelten sich die Weißen um ein großes Feuer, das auch, abgesehen von der Wärme die es verbreitete, nicht unangenehm war und Schutz gegen die winzigen gefährlichen Feinde gewährte, die das Malariafieber übertragen. Die Stechmücken schwirrten in der Tat in unzählbarer Menge in der Luft herum; nachts wurden sie zu einer wahren Marter. Stundenlang hörte man infolge der aufgezwungenen Schlaflosigkeit den Anruf der Schildwachen und das eigenartige Trillern der Buga-Buga, eines kleinen, in der Nähe der Lagerplätze nistenden Vogels.

Zwischen 3 und 4 Uhr morgens ertönte eine Trompetensanfänge als Reveille, und das ganze Lager war sofort in lärmender Bewegung. In wenig mehr als einer Stunde war das Lager abgebrochen. Die Träger stürzten sich auf ihre Lasten und marschierten mit dem gewohnten durchdringenden Geschrei ab.

Die Expedition brauchte 15 Tage, um die Entfernung zwischen Entebbe und Fort Portal zurückzulegen.

Am 18. Mai wurde das Lager in Mitiana aufgeschlagen, in der Nähe einer Niederlassung der französischen katholischen Mission am Fuße eines mit einer kleinen Kirche geschmückten Hügel. Es wurden Besuche mit den Patres der Mission ausgetauscht, die prächtiges europäisches Gemüse und Obst als Geschenk geschickt hatten. Am nächsten Tage gelangte man nach Bujongolo in Sicht des fischreichen und mit buschigen Inseln übersäten Ijoldesees. Das Lager hier wurde durch starke Pflanzungen und Palisaden geschützt, ebenso die folgenden, weil die Umgebung durch Löwen unsicher gemacht wird, so daß die Eingeborenen nicht wagen, nachts durch die Gegend zu ziehen.

Am 25. Mai wurde die Grenze zwischen der Provinz Uganda und der Westprovinz überschritten, welche die Bezirke Toro, Unyoro und Ankole umfaßt. Außer einigen eingeborenen Häuptlingen des neuen Gebietes mit ihrem Hofstaate hatte sich zur Begrüßung der Expedition der Unterkommissar der Provinz, Herr A. F. Knowles, eingefunden, der uns durch das ihm unterstehende Gebiet begleiten sollte, während Herr Martin mit seiner Bedeckung nach Entebbe zurückkehrte.

Von jetzt ab wurde das Reveillesignal nicht mehr durch den Klang der Trompete, sondern durch den Schlag der Unyorotrommel

gegeben. Wild scheint hier in größerer Zahl vorzukommen; zahlreiche tiefe Elefantenspuren kreuzen hier und da den Pfad, und häufiger bemerkt man in der Ferne Antilopenherden; Geier, Falken und andere Vögel schweben am Himmel.

Ein neuer landschaftlicher Zug ist das Auftreten abgerundeter Kluppen aus grobkörnigem Granit, die hier und dort aus der Erde



Helena- und Savoyenspitze vom Stanleygletscher.

emporragen; sie erinnern an die roches moutonnées, die abgerundeten Felskluppen der Gegenden, die eine Eiszeit durchgemacht haben. Das Gras ist weniger hoch, die Bäume weniger zahlreich und untermischt mit großen blühenden Sträuchern. Dazwischen finden sich nahezu kahle Geländestrecken, die mit einem gelbrötlichen Gras und damit abwechselnd mit einer einen Meter hohen Farn-

frautart bedeckt sind. Die Bananepflanzungen sind weniger ausgedehnt und werden zum großen Teil durch Feltier mit süßen Bataten und Bohnen ersetzt; das Land ist schwächer bevölkert.

Streckenweise ist der Weg sehr beschwerlich und ermüdend; das Wetter ist schlechter geworden, und der häufige Regen macht den Weg morastig und schlüpfrig.

Je mehr sich die Expedition dem Albert- und Albert-Eduardsee näherte, desto mehr wuchs die Erwartung, die Ruwenzorikette zu Gesicht zu bekommen. Nachdem wir das Gebiet von Toro erreicht hatten, waren die Aufmerksamkeit und die Blicke aller beständig nach Westen gerichtet, namentlich wenn der Weg auf den Gipfel eines Hügels führte, der etwas höher über die Ebene hinausragte. Zweimal hatten wir, vor Erregung zitternd, geglaubt, die Berge zu erblicken, aber es war eine Täuschung gewesen, hervorgerufen durch weiße Wolken am Horizont.

Endlich, am Morgen des 28. Mai erschienen von einigen Hügeln nördlich von Raibo, die zu dem Höhenzuge zwischen dem Albert- und Albert-Eduardsee gehören, bei bedecktem Himmel, aber klarer Luft mit einem Male im Westen, hoch in den Himmel hineinragend, die eisbedeckten Gipfel der gewaltigen Kette. Sie waren etwa noch 70 Kilometer entfernt und schienen in der Luft zu schweben zwischen den Nebeln, die den ganzen Fuß der Kette einhüllten, und dem grauen Wolkenhaufen, der den Himmel oberhalb der Gipfel bedeckte und diese beinahe berührte.

Von diesem Punkte aus erschienen die Berge in drei Hauptgruppen geteilt. Die mittlere wird beherrscht von einem charakteristischen schneeigen, zweispitzigen Gipfel, der der höchste von allen zu sein scheint; sie ist von der südlichen durch einen tiefen Einschnitt getrennt. Der dritte Gipfel liegt nördlich oder nordöstlich von dem Mittelmassiv. Von den hohen Kämmen reichen Gletscher herab, deren Fuß durch die der Kette vorgelagerten kleineren Berge verdeckt ist.

Am diesem Tage wurde das Lager in Butiti aufgeschlagen, wo sich ebenfalls evangelische und römisch-katholische Missionen befinden, die sich gegen die Expedition höchst liebenswürdig erwiesen. Das Lager wurde durch einen starken Palisadenzaun geschützt und von Schildwachen bewacht; außerdem wurden im Innern große Feuer angezündet. Ein in der Stille der Nacht deutlich vernehmbares Brüllen bewies, daß die Vorsichtsmaßregeln nicht überflüssig waren. Zwei Wochen später drang in Misango, das nicht weit von Butiti abliegt, ein Löwe in das Lager Cagnis ein; dank der Dunkelheit der Nacht konnte er wieder ungefährdet entkommen.

Am Mittag des nächsten Tages, 29. Mai, bestieg ich mit meinen Begleitern einen etwa anderthalb Stunden von Butiti entfernten Hügel in der Nähe des Weges, um von neuem den Ruwenzori zu beobachten, der sich in seinem vollen Glanze zeigte. Die Karawane hatte sich nach Nordwesten gewandt; daher erschien die nördliche Gruppe der Kette der mittleren nähergerückt, die sich auch



Megandrapitze.

Die höchsten Spitzen des Himalaja.

Margheritapitze.

von diesem Punkte als die höchste und von den ausgedehntesten Gletschern bedeckte erwies.

Der Himmel war über den Bergen im Westen heiter, aber dunkel und unwetterdrohend im Osten. Ringsumher dehnte sich die wellige Ebene mit niedrigen oben abgerundeten Hügeln in rötlicher oder gelbbrauner Färbung, von der sich dunkelgrüne Flecke abhoben, die von Euphorbien und den leichten Fiederblättern der Akazien gebildet waren. Die Landschaft ging in der Ferne allmählich in die dunstige Atmosphäre über und verlor sich am Fuße der mächtigen Vorberge der Kette.

Moore war durch das Land an den Anblick der Alpen erinnert worden, wie er sich dem Auge von der piemontesischen oder lombardischen Ebene aus darbietet; aber der Vergleich ist nicht zutreffend. Der Unterschied ist, wie man fühlt, tiefgehend, aber man ist nicht imstande, ihn zu analysieren. Allerdings haben die fernen, mit Elefantengras bedeckten Abhänge und die durch Papyrusstauden verhüllten Sumpfflächen einige Ähnlichkeit mit den kultivierten Hügeln und Tälern im Vorland der Alpen, und kein Anzeichen verrät, daß sich Elefanten, Büffel, Antilopen und reizende Tiere in jenen fernen Gefilden verbergen, die Wiesen oder mit Getreide, Mais oder Obstbäumen bebaute Felder zu sein scheinen. Aber das Gemälde ist ungleich ernster und feierlicher; nimmt man die Erscheinungen der Ferne hinweg, die mehr das Ergebnis eines reflektierenden Vergleiches als eine unmittelbare sinnliche Wahrnehmung sind, so fehlt jede Spur menschlicher Tätigkeit. Die Hütten der Neger, die Bananensfelder und die sonstigen Kulturen der Eingeborenen sind nur mit Mühe und wenn man sie sucht zu bemerken; sie verschmelzen vollständig mit der Landschaft und beeinträchtigen in keiner Weise den Eindruck des Jungfräulichen und Unberührten.

Beim Weiterziehen kam die Expedition abermals durch einen Wald, den letzten, aber auch den schönsten, den sie unterwegs angetroffen hatte, und der von zahlreichen Affen bevölkert war. Noch an demselben Tage gelangte sie nach einem langen Marsche von sieben Stunden nach Fort Portal.

Bei der Annäherung an den Ort wurde ich von Kasagama, dem hier residierenden König von Toro, empfangen, einem schönen Manne von mehr als normaler Körpergröße und mit offenen, intelligenten Zügen; er war von einem zahlreichen Gefolge begleitet, das viele Geschenke überreichte. Nachdem die Karawane, die sich rings um die Stadt erstreckende bebaute Zone passiert hatte, zog sie auf der breiten, glatten, von der glühenden Sonne beschienenen Straße in Fort Portal ein. Die Häuptlinge des Gebietes, die mit ihrem Gefolge zum Empfange der Expedition erschienen sind, machen Platz, die Straße ist gedrängt voll Menschen, namentlich von lärmenden Kindern.

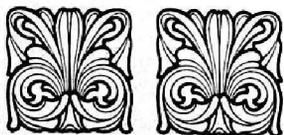
Fort Portal wurde im Jahre 1891 von Lugard angelegt, nachdem er Kabarega, den Verbündeten Mwangas bei seinem Aufstande, entthront und an seiner Stelle Kasagama eingesetzt hatte,

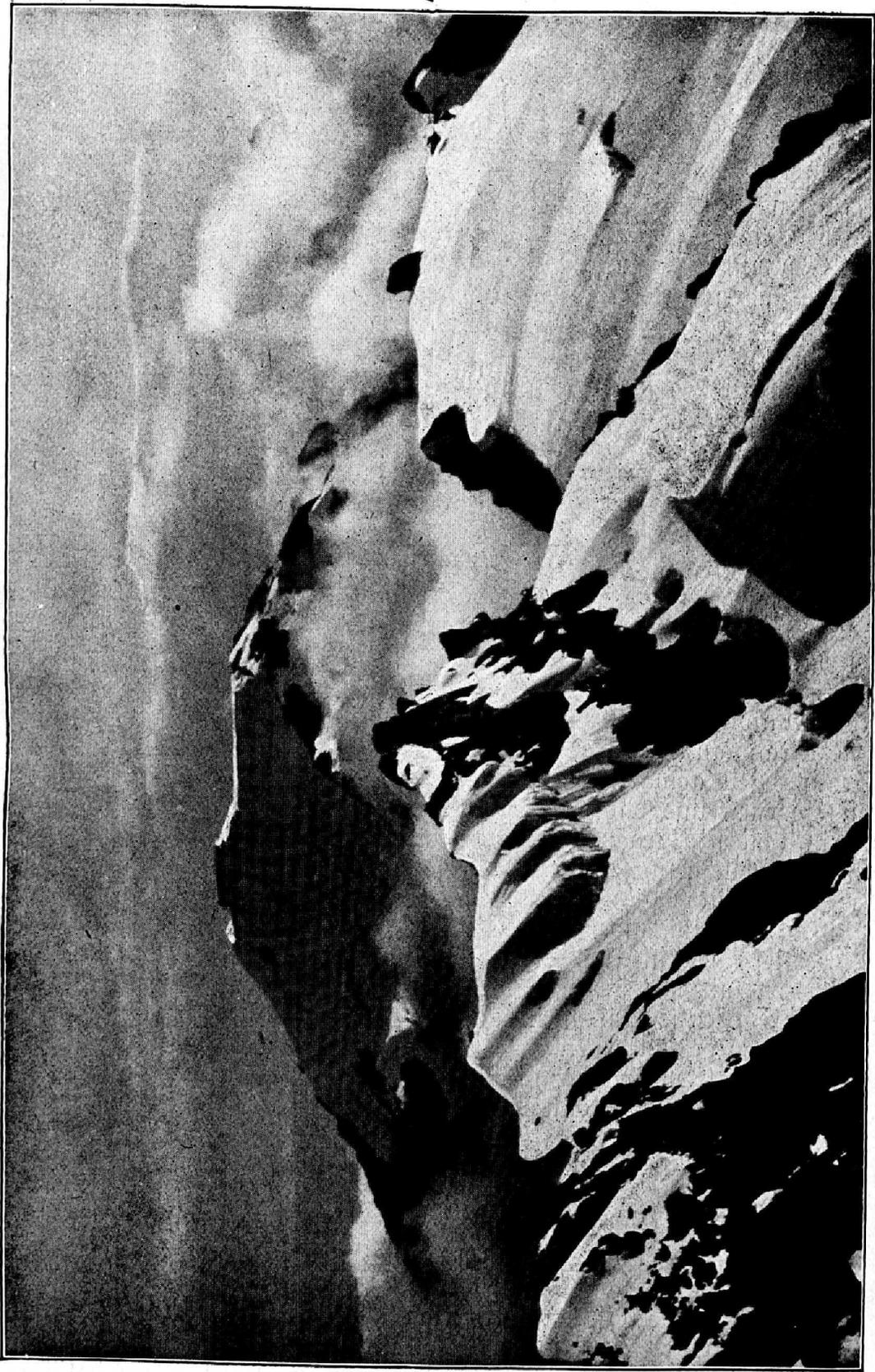
wodurch eine Zeit schrecklicher Verfolgungen und Menschenjagden, die fast das ganze Land entvölkert hatten, ihr Ende fand.

Fort Portal hat eine äußerst gesunde Lage, 1535 Meter über dem Meere, in einer muschelförmigen Einbuchtung, die im Westen von der Ruwenzorikette, welche einen langen Ausläufer in der Richtung des Albertsees ausstreckt, und im Osten von den Hügeln begrenzt wird, die das Becken des Albert-Eduardsees von dem des Albertsees trennen. Von der Kette selbst bemerkt man kaum die höchsten Gipfel, selbst wenn sie ausnahmsweise nicht von Wolken verdeckt sind; denn sie verbergen sich hinter vorgelagerten Bergen, die die Portalspitzen genannt werden. Im Nordwesten ragen am Fuße der Berge einige vulkanische Kegel und Hügel empor, auch zahlreiche Kraterseen befinden sich dort.

Die Zahl der in Fort Portal lebenden Europäer beläuft sich mit Einschluß der Damen auf nicht mehr als fünfzehn Personen; es sind dies der Unterkommissar, der Kollektor, der Befehlshaber der Truppen, sowie die katholischen und protestantischen Missionare. Die Wohnungen der englischen Beamten liegen auf einem Hügel; unter ihnen ragt der vor einem Graben und einem Palisadenzaun umgebene Palast des Unterkommissars hervor. Auf den benachbarten Hügeln haben die Missionsgebäude und das Krankenhaus ihren Platz; auf einem Hügel im Südosten, der ganz mit ausgedehnten Bananenpflanzungen bedeckt ist, liegen die Häuser des Königs von Toro. Unten am Fuße der Hügel neben einer mit Bäumen bepflanzen Straße reihen sich die Läden aneinander, die in allem denen von Kambala gleichen. Außerdem ist eine Kaserne für die eingeborenen Soldaten und der übliche Markt vorhanden.

In Fort Portal sieht man viel Eingeborene vom Bahima=stamme. Es ist ein schöner Menschenschlag äthiopischer Herkunft, von hohem Wuchse, geschmeidigem Körperbau, wohlproportionierten Gliedern und von hellerer Farbe als die Waganda, mit regelmäßigen Zügen, die denen der Weißen gleichen. Sie sind sämtlich Vürten, tragen einen Ueberwurf aus Fellen und haben eine besondere Sprache. Die reinen Typen werden infolge der Kreuzungen mit dem Wagandastamme allmählich seltener.





Der Spitz, von der Ecuardspitze des Bafar aus gesehen.

3. In schnellerem Tempo?

Unter dieser Ueberschrift schreibt die „Deutsch-Ostafrikanische Zeitung“ (11. Jahrg. Nr. 70) zur Besiedlungsfrage von D. O. A. folgendes:

In Deutsch-Ostafrika haben wir einige wenige aber ihrer eigenen Natur entsprechend, bedeutsame Fragen, an deren Lösung die Gesamtheit praktisch mitzuarbeiten in der Lage ist, und die seit vielen Jahren von allgemeiner, dauernder Bedeutsamkeit für das Leben und Gedeihen unserer Kolonie waren und es stets bleiben werden.

Das sind erstens: die Bahnen, zweitens: zweckentsprechende Eingeborenenerziehung, drittens: Europäersiedelung.

Der Kampf für die ostafrikanischen Bahnen, dem sich ein rundes Jahrzehnt hindurch viele der bedeutendsten Kolonial-Kenner bezw. Politiker mit dem Erfolg zur Verfügung stellten, daß Dernburgs mächtiger Arm endlich das vielversprechende Kind aus der Taufe zu heben sich entschloß, ist so gut wie beseitigt und das Thema wird in gesunder, fortschrittlicher Ruhe weiter diskutiert.

Die Eingeborenenfrage die sich in der „Arbeiterverordnung“ konzentriert, ist in ein stagnierendes Stadium eingelaufen. Aus zu rechtfertigenden Gründen. Denn unsere gegenwärtige kleinpolitische Konstellation ist für diesbezügliche Diskussionen nur wenig günstig.

Man kann da aber in aller Gemächlichkeit die relativ kurze Spanne Zeit abwarten, nach welcher der von ungesunden Kräften aufgezogenen und daher schnell alternden „Verordnungsdame“ die wurmförmigen Paragraphen-Krücken zertrümmert werden. —

Aktuell, gesundend und in beschleunigter Gangart fortschreitend dagegen schaut es auf dem Gebiet der Europäersiedlungen in Deutsch-Ostafrika aus.

Dieser bedeutende Teil unserer kolonialen Aufgaben, den Herr v. Liebert mit überzeugender Hingabe lange vergeblich verfocht, hat fortwährend neue Anhänger von hervorragender Qualität gefunden.

Außer verschiedenen Gelehrten und Parlamentariern, die allerdings nur auf mehr oder weniger kurze Zeit, jedoch auf Basis vorheriger gründlicher Kolonie-Studien Deutsch-Ostafrika besuchten, war der bedeutendste derjenigen, die von der Wichtigkeit und raschen Bejahung der Besiedlungsfrage überzeugt waren und der sich dann auch an Ort und Stelle überzeugte, der Mann, für den die Kolonie Südwest, der er früher zum Herrn gesetzt war, nichts als verehrende Dankbarkeit hatte und der die Deutschostafrikaner im Sturm gewann, Herr v. Lindquist.

Auf das gründlichste vorbereitet nicht nur durch persönliches kolonial-praktisches Studium und koloniale Erfahrung, sondern auch durch Ratfragen bei einer Reihe bewährter Afrikaner und Parlamentarier, hat er sich hier, wie ohne Zweifel als feststehend zu be-

trachten ist, eine Meinung über die Besiedlungsfrage gebildet, die unsere Kolonie verdient. Im Oktober vorigen Jahres bemerkte ein bekannter Parlamentarier, der bereits Deutsch-Ostafrika kannte und ein überzeugter Anhänger der Besiedelung war und der in den Wandelgängen des Reichstages gefragt wurde, ob denn nun die zweite parlamentarische Studienkommission 1909 die Kolonie aufsuchen werde: Warum? „Wenn Lindequist herausfährt, sind wir dort überflüssig!“ —

Bezeichnend ist, daß Herr Dernburg auf seiner Reise nach der Ostmark, im Juni d. Js., die den Zweck hatte, festzustellen, inwiefern die Erfahrungen mit der Kolonisation der Ostmark auf die Besiedlungsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika zu verwerten sind, Herrn v. Lindequist als genauen Kenner der einschlägigen Kenntnisse zum Begleiter wählte.

Und gestern hat der harte Kolonial-Oberst v. Glasenapp, ein Mann, der das was er sieht, aus dem Gesichtswinkel seiner eigenen reichen Kolonial-Erfahrung zu betrachten gewohnt ist, Darressalam verlassen, um Aufgaben militärischer Natur zu erfüllen, die ihm Gelegenheit geben, wenn auch nicht das Kilimandjaro-Gebiet, wohl aber die durch die wachsende Zentralbahn der Küste stetig näher rückenden Siedlungshochländer der Kolonie-Mitte durch eignen Augenschein kennen zu lernen.

— Endlich steift jeder Kilometer der jetzt in laufendem Bau weitergelegten Schienen in der Kolonie den Siedlungsfreunden den Rücken.

Die nützlich-praktische Ausgestaltung des Siedlungsgedankens hat durch die ausgeführten Einzel-Umstände eine kräftige und nachhaltige Förderung erfahren. Und nicht zuletzt hat man heute bereits aus den Erfahrungen mit den Russensiedlungen die Erkenntnis geschöpft, daß „der schwierigste, wichtigste Teil der Sache, der mehr bedeutet, als der reichste Geldquell, — der natürlich in erforderlichen Grenzen unentbehrlich, — der ist, die richtigen Leute zu finden.“

Diese richtige Anschauung nun nimmt Herr Otto Stollowsky, einer unserer alten bewährten Afrikaner zum Ausgangspunkt längerer Ausführungen, die eintreten dafür, den Palästina-Deutschen, die die feste Absicht haben, sich in geschlossenen Verbänden in unserer Kolonie anzusiedeln, die Haustür von Ostafrika soweit als möglich zu öffnen und die Wege, die sie dort treten, nach Möglichkeit zu ebnen.

— — — „Der kaiserliche Konsul Walter Köppler in Jaffa, sagt u. a. Otto Stollowsky, der mehr als ein Duzend Jahre seines Lebens in Ostafrika, als Dragoman und Konsul in Zanzibar und Mombasa zugebracht und dabei auch unsere Kolonie kennen und lieben gelernt, hat den Schwaben, seinen jetzigen Schutzbefohlenen, den Weg gewiesen, der sie zur Erreichung ihrer Ziele sehr wohl führen könnte. Den Weg nach dem fernen Süden, in das Land unterm Gleicher, nach Deutsch-Ost, wo das schwarz-weiß-rote Banner

seinen Schutz und Schirm entfaltet zu unseres Volkes neuer Ehr und Ruhm!

Dieser Anregung Folge gebend, entsandten die deutschen Kolonisten Palästinas im August des Jahres 1907 eine Kommission, bestehend aus den Herren Knoll und Egger, nach Deutsch Ostafrika, um durch eigene Augenscheinnahme von Land und Leuten einen Ueberblick über die Aussichten für eine in die Wege zu leitende Uebersiedelung in die deutsche Kolonie zu gewinnen. Ich hatte Gelegenheit, die genannten Herren als Vertreter der Bezirksbehörde in Morogoro zu begrüßen, nachdem sie ihre Erkundungsfahrt bereits nach dem Kilimandjaro und Meru geführt hatte. Sie äußerten sich mir gegenüber in jeder Hinsicht auf das Höchste befriedigt über das Gechaute und wußten auch über das ihnen im Schutzgebiete seitens der Behörden erwiesene Entgegenkommen nur das Beste zu berichten. Besonders die Fruchtbarkeit des Bodens und das Klima in den von ihnen besuchten Ländereien am Meruberge schien alle ihre gehegten Erwartungen übertroffen zu haben. Sie sprachen unverhohlen die überzeugende Gewißheit aus, daß es ihrer Gemeinschaft nicht schwer fallen könnte, unter gewissen Voraussetzungen eine allen ihren Wünschen entsprechende Durchführung ihrer Siedlungsbestrebungen am Meruberge erreichen zu können. Sie schilderten mir in beredten Worten alle Drangsale und Leiden, denen ihre Gemeinden im heiligen Lande andauernd ausgesetzt seien, die in zahlreichen Mitgliedern den festen Willen hervorgerufen, ihr ferneres Heil in anderen Ländern, sei es in Kanada, Brasilien oder Deutsch Ostafrika zu suchen. Da sie nun aber das letztere Land persönlich kennen gelernt und sich von den für ihre Absichten überaus günstigen Siedlungsmöglichkeiten überzeugt, wollten sie dafür Sorge tragen, daß die Uebersiedelung in möglichst geschlossener Weise sich der deutschen Kolonie zuwende. Grundbedingung für sie wäre vor allem die sichere Gewähr des Ausbaues der Usambara-bahn nach dem Meru bis Aruscha, die ihnen die Sicherheit einer Absatzmöglichkeit ihrer Produkte bietet. Besonders günstig erschienen den Herren Experten die Aussichten für den Weinbau, für dessen Erzeugnisse schon die auf eingeführte Weine zur Erhebung gelangenden hohen Einfuhrzölle äußerst lohnende Absatzmöglichkeiten eröffnen. Froher Hoffnungen voll verließen die Herren im November 1907 die Kolonie, um seitdem von ihrer bisherigen Heimat aus fortgesetzt die Vorarbeiten für dieses Unternehmen mit allen Kräften weiter zu führen. Aus einem mir kürzlich zugegangenen Schreiben des Herrn Karl Knoll in Sarone ist mit Freude zu ersehen, daß auch das Gouvernement in Daressalam diesem Unternehmen durchaus wohlwollend gegenübersteht; ist den Kolonisten doch die sehr erfreuliche Mitteilung geworden, daß die Fortführung der Bahn nach dem Meru nunmehr auch seitens des Gouvernements mit aller Energie gefördert werden wird. Dadurch wird ein Haupthindernis mit aller Wahrscheinlichkeit in absehbarer Zeit aus dem Wege geräumt werden. Leider erwachsen dem Unternehmen vielfach

Schwierigkeiten aus dem Umstande, daß der „Verein der Tempelgesellschaft“, der Gründer der Kolonien in Palästina, der Abwanderung einer größeren Zahl von Kolonisten nach Deutsch-Ostafrika aus begreiflichen Gründen bisher keine Teilnahme entgegenbringt, und diese der Unterstützung eines Kredit-Instituts, wie es dieser Verein für seine Mitglieder in Palästina bildet, bei Veräußerung ihrer Liegenschaften nicht zu entbehren vermögen. Die glücklichste Lösung dieser Frage wäre natürlich, wenn die Tempelgesellschaft ihr Betätigungsfeld in gleicher Weise wie in Palästina auch über die Neusiedelung in Deutsch-Ostafrika auszustrecken bereit wäre. Anderenfalls müßten Mittel und Wege gefunden werden, den ausscheidenden Gliedern der Gemeinschaft durch andere Finanzinstitute eine ausgiebige Kreditgewährung zu sichern. Herr Knoll schreibt mir über diesen Punkt wie folgt: „Da die Uebersiedelung mit Familien und allen Gerätschaften von hier bis in das Meru-Gebiet ein ziemliches Kapital erfordert, und die Uebersiedelungslustigen zum größten Teile in die Klasse der weniger Bemittelten gehören, d. h. über Kapitalien von 8—20 000 Mk., nur einige mehr, auf die Familie, verfügen, weil die Mehrbesitzenden selbstredend nicht eher zu einer Uebersiedelung schreiten, bevor sie nicht erprobte Gewißheit über das Gelingen und Gedeihen der neuen Ansiedlung haben, so muß uns die Erwirkung einer Preisermäßigung bei der Deutschen Ostafrika-Linie für Personen und Frachten sowie eine Kreditgewährung an Ort und Stelle an die Minderbemittelten zunächst gesichert werden. Soweit darf jedermann überzeugt sein, daß unsere Leute nicht als Abenteurer den Boden Deutsch-Ostafrikas betreten, sondern sich dort eine feste bleibende Heimstätte gründen wollen. Die Tüchtigkeit unserer Leute will ich nicht hervorheben, doch zweifle ich nicht, daß sie den Beifall und die Anerkennung der Behörden und aller Bewohner des Landes sehr bald auf sich ziehen werden. Das Interesse an Deutsch-Ostafrika gewinnt hier an Umfang, und ist auch hier fast der allgemeine Wunsch, daß aus der Sache etwas werden möge.“

Derselbe Herr Knoll hat nun des weiteren mitgeteilt, daß er sich auf Anraten des Herrn Konsuls Köppler mit dem Besiedelungskomitee der Kolonialgesellschaft in Verbindung gesetzt hat und diese in anerkannter Weise eine durchgreifende Unterstützung zur Erreichung der gewünschten Ziele in Aussicht gestellt hat. So wäre denn zu wünschen, daß alle in Frage kommenden Faktoren, vor allem auch die Reichskolonialbehörde, diesem für die zukünftige Entwicklung des Landes hochwichtigen Unternehmen ihre vollste Aufmerksamkeit und tatkräftigste Förderung zuteil werden lassen. Vor allem die Regierung sollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, die hochentwickelte Kulturkraft der Kolonisten Palästinas der deutschen Kolonie zuzuführen. Dies kann insbesondere dadurch am besten und sichersten geschehen, daß man alle jene Vorteile, welche die Landesregierungen von Kanada und Brasilien den zuwandernden Kolonisten darbieten, zum mindesten im gleichen Maße

auch den bewährten Templern zuwendet. Die Deutschgesinnung und Tüchtigkeit der Templer, ihre hohe evangelisch-glaubensstarke Kultur ist über allen Zweifel erhaben. Wer die blühenden, auf unwirtlichem Boden geschaffenen Heimstätten der Templergemeinden gesehen und ihre Gemeinschaft betreten hat, ist entzückt von diesem herrlichen Völkchen. Es wäre ein unberechenbarer Verlust, wollte man diese Leute nicht mit offenen Armen in Ostafrika aufnehmen, sondern sie in fremde Länder abziehen lassen. Was Kanada und Brasilien deutschen Zuwanderern bieten können, das muß auch Deutschland seinen eigenen Volksgenossen zu gewähren imstande sein. Das ist nationale Pflicht und Schuldigkeit! Besonders Kanada zeigt nach meinen Erkundigungen allen Neusiedlern ganz bedeutendes Entgegenkommen mit recht bemerkenswerten Vorteilen, insbesondere in der Landfrage, was uns unter allen Umständen zur Richtschnur den Templern gegenüber dienen muß. Soweit käme die Kolonialregierung allein in Betracht. — Sorge der verschiedenen kolonialen Vereinigungen würde es alsdann sein, der neuen Siedelung durch Beschaffung der geforderten Kredite von allem Anfang das nötige wirtschaftliche Rückgrat zu geben, um eine volle Entfaltung ihrer Kräfte vom Anbeginn zu sichern. Es hat in der Vergangenheit nie an reichen Mitteln gefehlt, um koloniale Bestrebungen, auch solche rein idealer Natur, zu fördern. Es sei erinnert nur an die Millionen des Anti-Sklaverei-Komitees, zumeist aus der Schutzgebietslotterie erwachsen. Es kann also sicherlich nicht schwer fallen, auch für den realen Zweck der Förderung einer zukunftssicheren Ansiedelung dieser Art aus ähnlichen Quellen den Fonds zu schaffen, wenn die private Kapitalsbeteiligung versagen sollte, zumal diese Kapitalsaufwendung durchaus keine Ausgabe, eher eine gutlohnende Anlage darstellt. Der Worte über die Besiedelung Deutsch-Ostafrikas sind nun genug gewechselt. Hier ist die Gelegenheit zu frischer Tat! Darum laute für alle Gönner und Förderer dieses Teiles unseres Kolonialprogrammes die Parole: „Alle Mann auf Deck!“ Die Kolonisten Palästinas werden ihren Dank durch ihre Werke abzustatten wissen. Das steht fest.

Die vorstehenden Worte Stollowsky's sagen nichts als die Wahrheit.

Denn in den deutschen Kolonisten im Heiligen Lande steckt eine unverwüßliche Volkskraft von hohem sittlichem Wert, und wir können uns nur dazu beglückwünschen, für unser Land diese erfahrenen und in ihrer Organisation völlig selbständigen Kolonisten für uns zu gewinnen. Deshalb muß ihnen gerade hierin, in der inneren Organisation ihres Gemeinwesens von Anbeginn freie Hand gelassen werden. Jede Bevormundung würde der Entwicklung Abbruch tun.

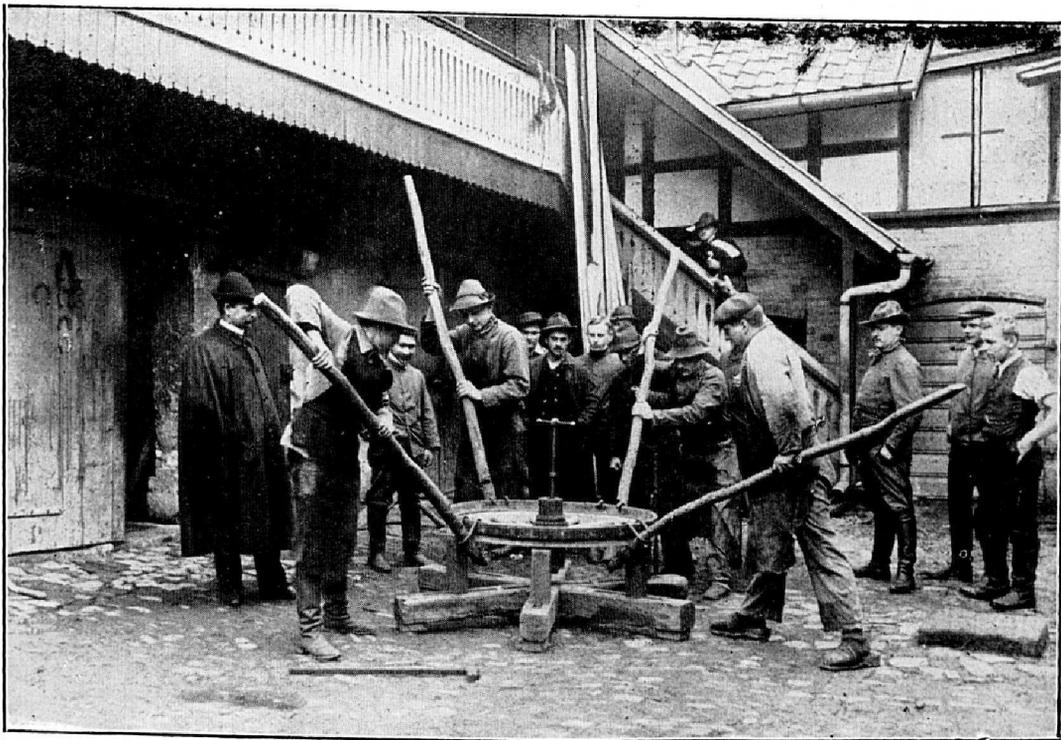
U. E. scheinen diese Deutschen die richtigen Leute zu sein, die die schwächste Seite unserer bisherigen Politik, die weiße Besiedlungsfrage, zu einer aussichtsvollen umzugestalten imstande sind.

Wenn wir eine Million für die selig entschlafenen beiden Regierungsmusterplantagen wegwarfen, über die sich f. B. eine ganze Welt lustig machte, so ist zu diesem neuen Ansiedelungs-Projekt vor allem nur das Verständnis und der wirklich gute Wille der Regierung erforderlich.

Die Leute haben Geld, nur nicht flüssig. Sie haben nach Auffassung der Regierung Geld genug, um sich hier anzusiedeln in einer größeren Gemeinschaft, die die Generalunkosten verbilligt.

Die Leute sind Deutsche. Die Leute sind Kolonisten. Das haben sie bewiesen.

Daher ist es ohne weiteres als selbstverständlich anzunehmen, daß man dieses wertvolle Material mit jedem nur möglichen Entgegenkommen bedenkt und unter allen Umständen verhindert, daß dieser deutsche Kolonisten-Strom in ferne Länder abgelenkt wird.



Kolonialschüler beim Reifaufziehen.

4. Ueber Negerkulturen und Plantagenbau am Kilimandjaro

schreibt Dr. G. Th. Förster, Marangu, Bez. Moschi, in der „Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung“, Jahrgang 11 Nr. 67:

Es ist ausgeschlossen, daß das Völkchen der Wadschagga aus sich selbst heraus jemals die Wege finden könnte zu einer Volkswirtschaft, die sich mit unserer heimischen Wirtschaft zu einem Ganzen zusammenschließt. Wie sollte das Negervolk auf Gedanken kommen, die unseren Politikern z. T. noch im Dämmerlichte liegen?

Die Eingeborenenkultur, die Plantagenwirtschaft, lautet das Feldgeschrei in den kolonialen Lagern. — Am liebsten verschlößen einige Negerfreunde dem weißen Element den ganzen Bezirk. Andere sehen scheinlich auf den deutschen Ansiedler, weil sie für ihre rein kaufmännischen Interessen, durch die sie mit dem Inder verwachsen sind, fürchten.

Ich habe nun bislang nicht bemerken können, daß Negrophile, Kaufleute oder die Regierung auch nur irgendwie Schritte getan hätten, um die hiesigen Neger einer Volkswirtschaft entgegenzuführen, die im Interesse des Mutterlandes liegt. Man regiert, treibt den gewöhnlichen Handel in allerhand Schundwaren fremdländischen Ursprungs, befehrt und läßt im übrigen die Neger sich „entwickeln.“

Das ist schlechte Politik. —

Die Regierung zieht Steuern ein, hält die Eingeborenen durch Askari im Zaun (wie es sich gehört) und spricht Recht, allerdings mit viel Arbeit in zahlreichen Dingen, die oft besser dem Häuptling übergeben würden. Die Schule überläßt sie der Mission, die völlig machtlos ist, einen fachgemäßen Schulbesuch zu erzielen. Mit anderen Worten, das junge Dschaggavolk wächst meist auf, wie ehemals, so unwissend, wie immer. Und doch wäre ihm Rechnen, Schreiben und Lesen dringend nötig, nicht minder, wie das Einbläuen ethischer Begriffe. Und ebenso dringend nötig wäre ihm die bessere Erziehung zu allerlei Handwerk bei recht kräftiger Zucht.

Die Mission lebt von mildtätigen Gaben, und darum reicht ihr Können nicht im Entferntesten aus, um all die Zwecke der ethischen, handwerklichen und Schulerziehung zu erfüllen, ganz abgesehen von volkswirtschaftlicher, über deren Ziele sie sich nicht immer viel Kopfzerbrechen macht.

Der Schutzstaat erfüllt seine Aufgabe keineswegs. Für das leibliche Wohl der Wadschagga kann er nach Sachlage der ganzen heutigen Politik auch nur ein Achselzucken haben. Und doch ist ohne Hebung des Volkes in dieser Beziehung an ein wirtschaftliches Gedeihen unserer Herrschaft nicht zu denken. Die tausend Verkehrtheiten des Essens, der Kleidung, der Wohnung, der Krankenbehandlung nimmt man scheinbar als unvermeidlich hin. Und doch

taugt dies Volk, wie es ist, in seiner Halb- und Ganznacltheit trotz teilweisen rauhen Klimas, mit seiner Anzahl von Krankheiten und besonders seiner großen Kindersterblichkeit, nicht zu Arbeitsleistungen in unserem Sinne.

Noch lebt das Volk in der Hauptmenge mit all seinen Gewohnheiten in einem Zustande, in welchem das Vieh das Maß des Wertes der Dinge bildet. Der Kapitalbegriff ist ihm im großen Ganzen fremd. Es kennt kaum das Streben, Werte anders als in Vieh anzuhäufen und lebt meist von der Hand in den Mund. Entsprechend seiner geringen Kultur sind seine Ideale kaum höhere als Essen, Trinken und Weib. Die Sippe und über den Sippen der Häuptling ist der höchste politische Begriff. Zersplittert in viele kleine Landschaften mit teilweise recht verschiedenen Dialekten, fehlt ihm das klare Bewußtsein des Volkstums.

Wie kann ein solches Volk die Wege finden zu Volkskulturen, wenn ihre Herren, die Lehrmeister sich völlig passiv verhalten? Und noch dazu zu Volkskulturen, die uns passen und bei dem hiesigen Boden und Klima möglich sind. Das Absurde einer solchen Erwartung liegt klar zu Tage.

Dernburg hat mit der Auflösung der Kommune des hiesigen Bezirkes und mit der Einschränkung der Befugnisse des Bezirksamtes einen Fehler gemacht. Noch mehr als ehemals wird es nun an Initiative von Seiten der Regierung fehlen, tätig in die wirtschaftliche Entwicklung einzugreifen. Denn Berlin ist weit und hat keine für die hiesigen Bedürfnisse eingestellte Augen, kann sie nicht haben.

Der Kaufmann bislang hat gefragt nach Wachs, Elfenbein, wilden Hautschuf, Kinderhäuten, Ziegenfellen, einigen Fellen wilder Tiere und damit war es Schluß.

Neuerdings fängt er allerdings an, sich nach Kaffee zu erkundigen und daß er es kann, verdankt er einzig dem weißen Ansiedler, gegen den einige Leute so unvernünftig mißtrauisch sind.

Und weiter: Der zweifellose Fortschritt, der hier und da im Dschaggavolke in wirtschaftlicher Beziehung zu spüren ist, der findet in der größeren Hauptsache seine Erklärung in der Anwesenheit der weißen Bevölkerung.

Nicht das passive Abwarten der Regierung und der Küstenkaufleute mit dem Indervermittler, sondern die aktive Tätigkeit der Siedler, der Italiener, Griechen, Buren und Deutschen hat die Wirtschaft der Eingeborenen in etwas zu unseren Gunsten beeinflusst. Sie in der Hauptsache zieht die intelligenteren Kräfte des Volkes an die Oberfläche und reizt zur Nachahmung.

Volks-Exportkultur, soweit heute im Dschaggalande davon die Rede sein kann in dem von mir angedeuteten Sinne, ist einzig in Folge der weißen Besiedelung entstanden. Soweit aber bislang die alte Negerwirtschaft besteht, hat sie für das große Ganze der heimatischen Interessen nur Wert, als sie in mancher Hinsicht die weiße Besiedelung ermöglicht.

Dies ist die tatsächliche Geschichte der Lage. Die Herren, welche „Volkskulturen“ wünschen und den weißen Siedler hier ausschalten möchten, sind eitel Phantasten, die nicht auf dem Boden der Wirklichkeit stehen. — Es hat sich erwiesen, daß die hiesige Negerwirtschaft — soweit sie Volkskultur im kolonialpolitischen Sinne sein soll — hier des weißen Siedlers bedurfte.

Ich will gleich hinzufügen, nicht allein bedurfte, sondern dauernd bedarf.

Freilich ist es nun gerade wieder der Siedler, der, obwohl er das Verdienst in Anspruch nehmen kann, viel zur Hebung der Negerwirtschaft beigetragen zu haben, — es ist gerade der Siedler, welcher andererseits eine große Abneigung bekundet, den Neger als Konkurrenten im Anbau von exportfähigen Produkten (Kaffee, Kautschuk, Baumwolle usw.) neben sich zu dulden. Er sieht daher im Kaufmann, welcher natürlich geneigt ist, Negerkulturen, deren Produkte er aufkaufen kann, zu begünstigen, seinen Feind.

Der Egoismus welcher sich hierin bekundet, hat seine volle Berechtigung, wie jeder Egoismus, der auf Selbsterhaltung zielt. Nun handelt es sich für die Lenker unserer Kolonialwirtschaft nicht darum, à tout prix diesem Egoismus sich durchzusetzen zu helfen, freilich auch nicht etwa um die sentimentale Rücksicht auf die sogenannten Menschenrechte der Neger, sondern einzig darum, ob wir vorläufig uns ganz und gar auf die Tätigkeit des Siedlers stützen, ob wir die Eingeborenenkulturen überhaupt entbehren können, um unser Ziel, ein Doppeltes, Ausfuhr von Kolonialprodukten ins Mutterland und Einfuhr deutscher Fabrikate, erreichen können.

Ich halte die reine Plantagenwirtschaft der Siedler nur dann für möglich, wenn unsere Produktion eine derartige Höhe erreicht haben wird in den Kolonien, daß wir in Zufuhr und Preis so gut wie unabhängig vom Ausland sein werden. Dann nämlich können wir sowohl Vorzugszölle gewähren oder auch solche Preise anlegen für die Produkte der Kolonien, die auch bei weniger günstigen Produktionsbedingungen gegenüber dem Ausland (Löhne, Frachten usw.) die Plantagenarbeit rentabel machen. Ja, wir könnten in diesem Falle Löhne gewähren, die den Neger kaufkräftiger für unseren Import machen als er es jetzt ist und bei der Rücksicht auf den Weltmarktpreis der Arbeit sein kann.

Die Frage nach der rentabelsten Wirtschaftsform ist keine, die für alle Zeiten die gleiche Antwort erheischt, und keine von grundlegender ethischer Bedeutung, — sie will entschieden sein nach den Bedingungen der Zeitläufte. Wie nun einmal die Lage heute ist, kann sie für unsere Kolonien gar nicht beantwortet werden, ohne eingehende Berücksichtigung, nicht allein des Weltmarktes im Allgemeinen, sondern auch der Verhältnisse benachbarter Staaten.

Da liegt es nun klar zu Tage, daß wir durchaus nicht in der Lage sind, auf dem hiesigen Arbeitsmarkte Preise zu halten, die relativ einen Bruchteil der Löhne ausmachen, die in der Nachbarcolonie gezahlt werden. Die Plantagenbauer sind gezwungen,

vorwärts zu schreiten mit der Lohnhöhe, d. h. die Rente geht zurück und es steht zu fürchten, daß im Verein mit anderen Verhältnissen, trotzdem daß Klima und Boden alles versprechen, schließlich das Produkt nicht konkurrenzfähig bleibt gegenüber Konkurrenzländern, die unter günstigeren Bedingungen arbeiten.

Es darf daher dem verantwortlichen Leiter unserer Kolonialwirtschaft nicht verdacht werden, und es wäre verkehrt, ihn deswegen zu bekämpfen, weil er nicht die Chance von der Hand werfen will, vom Neger ein Exportprodukt zu erzielen, das konkurrenzfähig ist, wie auch immer der Weltmarktpreis sich bildet. Es ist keine unbegründete Ansicht, daß der mittlere Bauer, weil er eben neben seinem Exportprodukt alles zum Leben Nötige selbst erzeugt, in der Lage ist, mit ganz minimalen Verkaufspreisen vorlieb zu nehmen. Es ist durchaus auch vereinbar mit den großen vaterländischen Interessen, wenn unsere Kolonialpolitiker anstreben, eben durch solche Negerbauern eine derartige Massenproduktion zu erzielen, daß wir frei vom Auslande in den betreffenden Produkten werden. Wie sich dann die Wirtschaft wandeln wird, ob zu Gunsten des Siedlers, der alles unter seine Botmäßigkeit bringen könnte, ist eine *cura posteriora*. Jedenfalls ist aber vorauszusetzen, daß der Kaufmann in diesem Falle der mächtigste Faktor sein wird, ja wahrscheinlich am Ende die sogenannten freien Negerbauern alle in die Tasche stecken wird. In wie weit er dann wieder die Methamorphose zum Großbauern alias Plantagenbesitzer machen wird, kann uns heute kalt lassen.

Der Kaufmann wird auch die Befürchtung widerlegen, daß der Neger ja schlechte Produkte liefern dürfte, daß er die besseren Erzeugnisse der Plantagenbesitzer in Mißkredit bringen müßte. Es liegt im ureigenstem Interesse des Aufkäufers, eine marktfähige Ware zu erlangen und er wird es an Dispositionen dafür nicht fehlen lassen, ja ev. selbst das Sortiment vornehmen resp. die Pflanzungen beeinflussen.

All die sonstigen Einwände gegen Negereportkulturen, wie z. B. die Verleitung zum Diebstahl bei Europäern, sind völlig hinfällig gegen das vorwiegende Interesse des Mutterlandes, möglichst billige Produkte zu erhalten und recht bald möglichst viele.

Es muß daher unter allen Umständen gefordert werden, daß man der Eingeborenenkultur die Chance belasse, sich als das zu erweisen, was die Theorie von ihr erwartet.

Darüber, was sie leisten kann, bestehen allerdings auch hierzulande große Meinungsverschiedenheiten und nicht immer klare Vorstellungen. —

Wenn ich mich auf den „Kaffee“ als ev. Volkskultur hier beschränke, so geschieht es deshalb, weil er vorerst in Betracht kommt, viel Bedarf im Mutterlande dafür vorhanden ist und weil bereits Eingeborenenkulturen darin zu finden sind.

Es ist eine irrige Anschauung, die man oft hören muß, als ob es sich bei dieser Kultur darum handeln könnte, jedem Neger

sie beizubringen am Berge. Bei der vielfach unglaublichen Faulheit dieser Gesellen, mangelnden Willenskraft und sonstigen minderwertigen Eigenschaften, wäre es ein vergebliches Beginnen, da als Lehrmeister aufzutreten. Schon aus Gründen der Kaffeekultur scheiden alle Besitzlosen oder Leute von geringem Besitz an Vieh und zuerteiltem Lande ganz aus, weil ohne Düngung die Kaffeekultur undenkbar ist und der vorhandene Dung bei wenig Vieh reichlich von den Feldern und Bananenschamben aufgebraucht wird.

Es kann sich bei Kaffeekulturen in der Hauptsache nur um die intelligenteren besitzenden Klassen (Häuptlinge, Akiden u. dergl.) handeln, denn sie allein besitzen genügend Vieh und Land.

Zwar hat die Mission hier und da einige Lehrer veranlaßt zur Kaffeekultur, doch ist ihre Produktion ohne Bedeutung.

Anderes liegt es bei dem Akiden Mawale in Marangu, der aus eigener Initiative eine große Kaffeeschamba angelegt hat, die ihm reichlich Geld bringt, anders bei dem intelligenten Häuptling Mareale, der bald seine 15000 Bäume haben wird. In Madschame habe ich größere Anregungen gegeben, und dort kenne ich einige sehr fleißige Leute, die aus reiner Angst vor dem Europäer es nicht gewagt haben, seinem Beispiel zu folgen.

Es liegt auf der Hand, daß es von großer Bedeutung für uns ist, daß die Neger auf diese Weise kaufkräftiger werden. Ich zahle für 4 engl. Pfund Kaffee 1 Rupie, ungefähr dasselbe, was die Italiener hier erzielen, die ihren Kaffee nach der englischen Küste senden, von wo er nach Marseille geht. Die katholische Mission erzielt in Deutschland höhere Preise. Sie ist außerdem bevorzugt durch die ihr als Mission zur Verfügung stehenden billigeren Arbeitskräfte. Da sie das Verdienst hat, die ersten Kulturen hier angelegt zu haben, kann man ihr das wohl gönnen. Pater Dürr von Siboscho war ein vorzüglicher Pflanzler, hoffentlich wirkt das anspornend auf seine Nachfolger.

Der Kaffee, den ich von Eingeborenen erhalte, ist guter Qualität aber schlecht sortiert. Diese Aufgabe liegt dem Kaufmann ob. Er findet leicht Absatz an die Buren, zu 3 $\frac{1}{2}$ lbs. für die Rupie.

Für die „Würdemenschen“, die „Prestige-Angstmeier“, die da meinen oder vorgeben zu meinen, der Deutsche dürfe in Deutsch-Ostafrika keinen Kleinhandel treiben (auch nicht in Kamerun, Togo??) weil dies das Prestige der deutschen Nation schädige, dies dürfe nur der unkultivierte Inder (ist gar nicht so unkultiviert), bemerke ich hiermit, daß sie damit auch die Eingeborenenkulturen zum Aufkauf dem Inder preisgeben, denn ohne Kleinhandel kann man diese nicht aufkaufen, da der Inder immer mehr bietet, wie der regelrechte Kaufmann aus dem einfachen, höchst einfachen Grunde, weil er sich im Verkauf an seine Lieferanten schadlos hält. Man muß also deswegen Kleinhandel treiben, um Herr der Negerprodukte zu werden. Fallen sie in die Hände des Inder, so leidet die ganze Kultur darunter, da dieser sich um Sortiment und Qualität nicht kümmert, sondern die Ware einfach weitergibt, wie sie ihm der

Neger bringt. Der Jnder hat gar kein Interesse an Qualität, aber wir sehr wohl, und darum ist es ein großer Fehler, den Produktaufkauf dem Jnder, statt dem ganz anders gearteten, dem Lande viel nützlicheren deutschen Kleinkäufer zu überlassen. Für Kaffee ganz besonders schlimm, weil die Provenienz den Preis macht und schlechtes Sortiment auch die guten Qualitäten der Provenienz drückt. Unbedingt gehören die Eingeborenenkulturen in die Qualitätskontrolle des Deutschen, ev. sogar des Staates.

Es stehen den Eingeborenen, besonders in Mamba, Marangu, Nitemma, Kirua, Nuri, Kibetscho, Madschame recht bedeutende und nicht ungünstig gelegene Flächen für Kaffeebau zur Verfügung und zwar innerhalb der früheren sogenannten Kulturzone und auch an den letzten Bergabhängen, die dieser Zone vorliegen und die man fälschlicherweise Steppe (pori) nannte. Diese irriger Weise Steppe genannte Grenzzone zwischen Bergland und Grasland ist sehr fruchtbar, ist meist als Plantagenland an Siedler vergeben und wird, soweit sie noch Eingeborenenreservat ist, jetzt viel mit Mais bebaut. Sie ist auch nicht annähernd ausgenützt, weder vom Siedler, noch vom Eingeborenen, und wenn die Regierung in Berlin durch die Norddeutsche Allgemeine Zeitung verkünden läßt, es wäre kein Land mehr am Kilimandjaro zu haben, so bedeutet das nur, daß sie es auf dem Papier aufgeteilt hat. Weder Siedler noch Eingeborene können nach der jetzigen Lage auch nur einen Bruchteil des wirklich bebauungsfähigen Kaffeelandes ausnützen, besonders ohne die unbedingt nötige Wasseraufspeicherung, die die Aufgabe einer tätigen Kommune wäre.

Daß der Eingeborene imstande ist, wo es sich um seine persönlichen Interessen handelt, mit vielem Fleiß große Flächen unter Kultur zu setzen, das beweisen die genannten jetzt vorhandenen, weit ausgedehnten Maisfelder an den untersten Berghängen (Steppe). Er verkauft sehr gern diesen Mais — die leztjährigen Mißernten haben ihn ausgerüttelt zu weitgehenden Anpflanzungen — an Europäer und weniger günstig gelegene Stämme des Berges (Rombo), ebenso wie er Kartoffeln, Bananen, Bataten, Hühner, Eier, Milch, Butter anbietet, um sich dann Mapesa (Rupien) zu verschaffen, die ihm für höhere Lebensansprüche nötig sind. Gute wollene Decken, bessere Baumwollstoffe, Kleider, Schuhe, Petroleum, Lampen, Werkzeuge, Eisenzeug finden immer mehr Nachfrage. Das Vorbild des Europäers im Hausbau reizt die sozial besser gestellten Klassen zur Nachahmung, kurz, es ist ein Zug zu den besseren Kulturzeugnissen unverkennbar, wie minderwertig auch die Leistung der bei dem Europäer arbeitenden Dienstklasse ist.

Es dämmert auch einigen Häuptlingen und klügeren Leuten eine Ahnung, daß Geldbesitz — nicht wie bislang Vieh und ehemals Elfenbein — allein ihnen die Macht für die Zukunft sichern kann, und Viele sind bereit, die Kaffeekultur aufzugreifen.

Man hört die katholische Mission des öfteren loben wegen ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit, und ich schließe mich diesem Lobe

an, aber in dem Sinne, wie ich einen Pflanzer lobe, der in seinem ureigensten Interesse sich des Kaffeebaues befleißigt. Eine Volkskultur zu schaffen hat weder der Pflanzer noch die katholische Mission als den Zweck des Kaffeebaues angesehen, doch vermute ich, letztere steht dem Gedanken freundlich gegenüber.

Die Leipziger Mission hier dürfte im Prinzip eher dergleichen Zielen huldigen, aber ich habe nicht bemerkt, daß der Gedanke mit der nötigen Umsicht aufgegriffen wurde, und doch wäre es eigentlich dringend zu wünschen aus der Einsicht heraus, daß nur im Schäferidyll die Menschen ohne Bedürfnisse und ohne Einkünfte gut und sittlich sind, in der rauhen Wirklichkeit aber die höhere Sitte Hand in Hand geht mit dem wirtschaftlichen Fortschritt. All' die herrlichen Feinheiten des christlichen Seelenlebens müssen einem Volke verborgen bleiben, das dem sogenannten Naturleben noch so nahe steht, wie das Dschaggavolk. Wer es als seine Aufgabe ansieht, das Volk seelisch zu heben, sollte es an Anregungen zur wirtschaftlichen Hebung, an Wirken zu besseren Einkünften nicht fehlen lassen. Die geringen Löhne, welche gerade die Mission zahlt, und zahlen muß, weil ihre Einkünfte nicht hinreichen, dienen nicht dazu, das Volk zu heben, halten es eher auf im Fortschritt. Die katholische Mission ist zu loben, weil sie bestrebt ist, sich durch wirtschaftliche Tätigkeit Einkünfte zu schaffen; die evangelische sollte diesem Beispiele folgen, und wäre es nur um bessere Löhne zahlen zu können. Beide aber sollten möglichst mit dieser Tätigkeit die Lehrmeister der Eingeborenen sein. Sie würden damit ihren kirchlichen Interessen ebenso dienen, wie dem des Staates.

Um dem Volke in unserem eigensten Interesse Lehrmeister zu geben für den Kaffeebau, ist es dringend nötig, daß man mit der formelhaften Gewohnheit bricht, den Ansiedler einzig in die sogenannte Steppe, unten an den Berg hin, fern von den Sitten der Eingeborenen zu setzen. Es gehören unbedingt eine größere Anzahl Siedler mitten unter die Eingeborenen an den Berg. Man lasse sich da nicht von der theoretischen Angst gewisser Leute beeinflussen. Gerade Marangu beweist, wie gut das ist. Hier liegen die Sitze der Siedler z. Teil ganz nahe bei den Eingeborenen und zweifelsohne hat deswegen Marangu, ohne Zutun der Europäer, zuerst den Kaffeebau aufgegriffen. In Kiboscho liegen zwar die Pflanzungen der Mission und der Griechen auch mitten im Lande, aber hier herrscht ein dem Trunke ergebener Häuptling, und daselbst hat man übrigens viel zu große Pflanzungen an Europäer vergeben.

Ich denke mir, daß ein deutscher Siedler, der im Dschaggalande Land für 5000 Bäume erhält, der einen Kleinhandel nebenbei betreibt, Vieh schlachtet zum Verkauf an die Eingeborenen (Dienstklasse), er ein Handwerk versteht, von vornherein sicher gestellt ist in seiner Existenz mit Familie, wenn er vorher bescheiden ist, wie sich das gehört. Derartige Siedler — sie nehmen allerdings dem indischen „Nichts“ als Krämer das Brot — wären ein großer Segen einmal für das Dschaggavolk und dann für unsere wirt-

schafflichen Bestrebungen. Sie würden vorbildlich für die Wadschagga sein.

Solche Siedler ziehe ich vorerst dem Plantagenbesitzer vor, und hiermit komme ich auf den Plantagenbau am Berge.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, abzuschrecken. Verhehlen will ich aber niemand, daß nur Leute mit ganz beträchtlichen Mitteln, die sie zu riskieren in der Lage sind, sich auf den reinen Plantagenbau legen sollten. Ich habe oben schon angedeutet, daß steigende Löhne, Mangel an Arbeitskräften, Weltmarktpreis für Kaffee Faktoren sind, die stärker als der beste Wille und intensivste Fleiß sind, wie Usambara lehrt.

Solange die Verkehrsverhältnisse nicht eine einschneidende Verbilligung und Verbesserung erfahren, ist hier weder im Großkaffeebau, noch Baumwolle etwas zu machen. Ich sehe von Kautschuk vorläufig ab, das muß sich erst erweisen. Haben wir erst die Bahn, so mögen sich Sisal und andere Plantagenprodukte genau so rentieren, wie an der Küste bezw. Usambara. Ich bin durchaus kein Gegner der reinen Plantage, will ihr auch die Zukunft in einzelnen Produkten nicht absprechen, aber halte hier den Zeitpunkt für dieselbe noch nicht günstig genug. Die Sorge, daß die Eingeborenenkulturen den Plantagen die Arbeiter entziehen, teile ich nur in ganz geringem Maße, bin vielmehr überzeugt, daß je höher das allgemeine Einkommen der Wadschagga wird, um so mehr Kräfte für die Plantagen sich finden werden, besonders wenn die Löhne und mit ihnen die Nachfrage nach kostspieligeren Bedürfnissen sich heben. Ein weiser Ansiedler wird sich jetzt im Anbau auf ein geringeres Maß von Plantagenpflanzen beschränken; er wird alle Lebensbedürfnisse möglichst selbst bauen und im Uebrigen eine Einnahmequelle suchen, die ihm sicher baare Mittel bringt, sei es nun etwas Viehzucht (er kann selbst an Eingeborene absetzen) Eselzucht, Schweinezucht, sei es am Körnerbau, sei es im Handel und Handwerk. Diejenigen Ansiedler der „Steppe“, die fern vom Verkehr, sich darauf beschränkt haben, große Flächen anzupflanzen, um den Anforderungen der Regierung für große Pachtländereien gerecht zu werden — ein Extrem von heute gegen die frühere Sorglosigkeit der Regierung gegenüber der Landspekulation —, dürften sich in ihrer Hoffnung auf Verkauf an neue Ankömmlinge leicht irren. Ich sehe davon ab, daß die Geschichte volkswirtschaftlich nicht besser wird, wenn Hans statt Kunz die Zecher zahlt — die Sorge um die eigene Existenz wird dem Großkaffeebauer nicht genommen, wenn der Eingeborene keinen Kaffee baut, denn diese Sorge hat andere Ursachen, als die Konkurrenz mit den Eingeborenen. Darum lasse nur der Siedler seine Abneigung gegen solche Kulturen fallen; am Ende leidet er nicht darunter, sondern wird von der allgemeinen Hebung der Verhältnisse nur profitieren, indem nämlich sein Landbesitz, der unter Umständen für reinen Körnerbau viel höheren Wert als für Kaffee hat, unter allen Umständen eine Einnahme sichert

Die PreSSION, welche die Regierung nolens volens mit ihren Pachtverträgen auf die Ansiedlung ausübt in der Richtung zum Großbetrieb, der zur Zeit nicht rentabel erscheint, ist recht schädlich. Deswegen wäre eine ernstliche Nachprüfung der Verträge und Beschneidung der zuerteilten Ländereien im Interesse der Siedler selbst, sehr am Platze.

Zum Schluß dürfte es gut sein, zu betonen, daß hier weder für den Kleinsiedler, noch Plantagenbauer, noch für den Eingeborenen goldene Berge liegen, zur Zeit und in kurzer Zeit, daß aber die richtig angepactete Tätigkeit des Siedlers in zäher Arbeit ihm eine gute Existenz und mit der Zeit, sofern er verständig zu leben weiß und kein Unglück hat, ein Vermögen sichert.



Glycine.

5. Ueber Freihandel im belgischen Kongo-Gebiete

berichtet die „Koloniale Rundschau“ in Heft 9, Jahrgang 1909 Nachstehendes:

Aus dem Kongo geht uns der folgende Artikel zu:

Die von der belgischen Regierung gemachten Versprechungen, dem Privathandel im Gebiete des früheren Kongostaates größere Freiheiten zu gewähren, sind bis jetzt in keiner Weise erfüllt worden. Im Gegenteil: das Raub- und Ausbeute-System des Kongostaates geht weiter seinen Gang, und weitere große Länderstrecken sollen in bekannter Weise extragsfähig gemacht werden. Der westliche, an Deutsch-Ostafrika stoßende Teil der belgischen Kolonie, die Manyema, wird gegenwärtig intensiv ausgebeutet, und es sollen daselbst 35 neue Staatsposten errichtet werden.

Zu der akut gewordenen Landfrage in hiesiger Kolonie bemerke ich Folgendes:

Von 6 Gesuchen um Abtretung von Grund und Boden zur Errichtung von Faktoreien im oberen Kongo, die im Laufe der letzten Monate bei der belgischen Regierung einliefen, und von denen ich Kenntnis habe, wurden 4 mit der Begründung abgewiesen, daß das Land zur National-Domäne gehöre. Dem 5. Gesuch konnte nicht stattgegeben werden, da das Land zur American-Congo Co. gehöre und das 6. Gesuch wurde ohne Anführung von Gründen abgewiesen. Durch die Annettierung des Kongostaats durch Belgien ist also ein Fortschritt für den Freihandel nicht zu verzeichnen, und die Privatkaufleute am Niederkongo erleben eine große Enttäuschung. Sie sind ebenso wie die Negerbevölkerung, in gewisser Weise die Sklaven der Regierung. Alle schauen ängstlich in die Zukunft, und jeder fragt sich: werden uns die europäischen Mächte zu unserem Rechte verhelfen?

Man ist hier der Meinung, daß die Hauptschuld die deutsche Regierung trifft, wenn dieser Kongopolitik, die der zivilisierten Menschheit zur Schande gereicht, noch kein Ende bereitet wurde. England sieht sich in seiner Kongopolitik ziemlich verlassen und hat wohl aus diesem Grunde noch nicht in energischerer Weise vorgehen wollen. Deutschland stand der Leopold'schen Politik zum mindesten teilnahmslos gegenüber. Aber wer die Schäden kennt, versteht diese zuwartende Haltung Deutschlands einfach nicht. Deutschland hat ohne Zweifel den belgischen Versicherungen und Versprechungen ein zu williges Ohr geschenkt und wurde und wird noch heute durch Belgien in unerhörter Weise dupiert.

Der Staat sagt nun allerdings, daß Land abgetreten werde, und am 2. d. M. fand tatsächlich in Boma eine Verpachtung bezw. ein Verkauf von Land in öffentlicher Auktion statt. Schauen wir uns diese Auktion etwas näher an:

Es waren insgesamt 224 Grundstücke zur Verpachtung bezw. zum Verkauf ausgeschrieben (der weitaus größere Teil zur Verpachtung).

Von den 224 Grundstücken entfallen:

auf den Distrikt:	übernommen wurden:
Banana 16	keins
Boma 56	2 verpachtet
Matadi 18	1 verpachtet 1 verkauft
Cataractes 18	1 verkauft
Stanleypool 65	3 verpachtet 2 verkauft
Bangala 35	8 verpachtet
Provinz Orientale . . . 16	1 verpachtet
224	19 verpachtet oder verkauft.

Wodurch dieses klägliche Fiasko? Warum so wenig Liebhaber für die ausgeschriebenene Grundstücke, wo doch die stete Klage der hiesigen Kaufleute die war, daß der Staat kein Land abtreten wolle?

Die vielen Gesuche Privater um Abtretung von Grundstücken im oberen Kongo wurden von der Regierung glatt abgelehnt, weil es sich um Grundstücke in Gegenden handelte, wo noch mit Erfolg Handel getrieben werden kann, und wo sich noch Produkte vorfinden.

Bei der ganzen Auktionskomödie wurde kein einziges Terrain im oberen Kongo, das von Privaten verlangt worden war, aus-geboten. Von Grundstücken, um deren Abtretung bei der Regierung Gesuche vorlagen, kamen 3 oder 4 am Niederkongo gelegene zur Verpachtung bezw. zum Verkauf. Hier aber handelte es sich nicht darum, neue Anwesen zu errichten, sondern einfach darum, Platz für ein Magazin, Pulverhaus oder zum Bau einer Küche zu erlangen.

Die Liste der 224 Grundstücke wurde auf Ersuchen der Regierung von den Distriktskommissaren aufgestellt, weil eben unter allen Umständen eine Auktions-Komödie aufgeführt werden mußte. Gesuche um Landabtretungen liegen seit 2—3 Jahren bei der Regierung vor. Die Reflektanten wurden damals auf die nun stattgefundene Auktion verwiesen.

Der ganze Niederkongo ist für den Handel tot. Gummi und Elfenbein gibt es hier nicht oder in so geringer Quantität, daß damit nicht gerechnet werden kann. Auch andere geringwertige Produkte erscheinen in so minimaler Quantität, daß niemand daran denkt, seine Faktoreien zu vermehren. Arbeiten doch so schon viele Häuser mit Defizit! Auf diesen Teil des belgischen Kongo (die Distrikte Banana, Boma, Matadi, Cataractes, Stanley pool) entfallen 173 von den 224 zur Verpachtung bezw. zum Verkauf gestellten Ländereien. Im Bangala-Distrikt wurden 35 Grundstücke zur Verpachtung angeboten. Verpachtet wurden 8 Grundstücke zur Errichtung von Faktoreien und zwar 3 an ein deutsches Haus und 5 an ein portugiesisches Haus. Die Vertreter dieser Häuser versicherten mir, daß sie alles andere eher als ein gutes Geschäft im Bangala-Distrikt erwarteten. Da aber die Regierung die verlangten Grundstücke nicht abtrat, so mußte man nehmen, was eben

angeboten wurde. Es handelt sich für diese Häuser daher unter allen Umständen darum, die Geschäfte nach dem Innern ausdehnen zu können, sich an einigen Plätzen niederzulassen, Umschau zu halten und auf bessere Zeiten zu hoffen. Der Bangaladistrikt, in dem eine Abir, eine Anversoise u. A. lange Jahre hausten, ist wirtschaftlich auf lange Zeit ruiniert, und wenn sich der Staat entschloß, jene Gebiete den Konzessionsgesellschaften zu entziehen und dem Freihandel zu öffnen, so geschah es nicht um „Reformen“ einzuführen, sondern aus dem einfachen Grund, weil das Land bankrott ist und selbst mit Pulver und Blei nichts mehr herauszuziehen war. Hier hat man großmütig einige zum Teil in Sumpfniederungen liegende Grundstücke den Kaufleuten zur Verfügung gestellt.

Von 16 in Stanleyville zur Verpachtung ausgeschriebenen Grundstücken wurde eins an den Mann gebracht.

Die Regierung wird nicht die Annahme haben behaupten zu wollen, den Wünschen der Kaufleute auch nur in geringem Maße entgegengekommen zu sein. Die geringe Beteiligung an der seit Jahren in tönenden Worten angekündigten Auktion wäre ein Dementi. Der weitaus größte Teil der angebotenen Terrains ist nicht nur für Handel und Pflanzungsunternehmungen durchaus ungeeignet, sondern es sind meist Grundstücke, deren Lage jede Verwendung für Wohnungs-, kaufmännische oder andere Zwecke ausschließt.

Es ist gut, daß nicht die kongostaatliche, sondern die belgische Regierung diese Auktion abhielt. So werden manchem die Augen geöffnet, und man sieht, wohin die Fahrt geht.

Ich komme zu einer anderen Frage: Wird es bei der bestehenden Organisation der belgischen Kolonie, den übertrieben hohen Abgaben, der prohibitiven Taxe für Holzschlag, für die Dampfer des oberen Kongo, dem durch die Taxe supplémentaire und die taxe domaniale im Vergleich zu den Nachbarkolonien fast aufs doppelte geschraubten Ausfuhrzoll, für den Privatkaufmann möglich sein, im oberen Kongo gewinnbringend Handel zu treiben, selbst im Falle, daß die belgische Regierung sich dazu verstehen würde, in gummireichen Distrikten Grundstücke zu verpachten oder zu verkaufen? — Um die Antwort auf diese Frage verständlicher zu machen, führe ich ein praktisches Beispiel an und gebe in nachstehendem Aufstellung über das, was dem hiesigen Kaufmann an Abgaben an den Staat auferlegt wird.

Ich gehe hierbei von folgenden Voraussetzungen aus: Ein Kaufmann erwirbt vom Staat ein Stück Land von 1½ ha, in einer gummireichen Gegend gelegen und errichtet darauf eine Faktorei mit Wohnung, Magazin, Wohnungen für das Personal zc. Das Ganze ist im kleinsten Stil gedacht, die Ausgaben sollen auf das geringst mögliche Maß beschränkt werden, während ich die Produktion hoch greifen und mit 20000 kg pro Jahr annehmen will. Die Transporte sollen mit eigenen 30-Tonnen-Dampfer mit 8 Knoten Geschwindigkeit ausgeführt werden.

1. Einmalige Zahlung:	
Patent, um Kautschuk sammeln und kaufen zu dürfen . . .	Fr. 5000.—
2. Jährliche Abgaben:	
Steuer für Faktorei mit Laden, Wohnung, Küche und W. C. 600 qm à Fr. 1.—	Fr. 600.—
En gros Magazin 100 qm à Fr. —.75 . . .	" 75.—
Wohnung für das schwarze Personal 80 qm à Fr. —.50 . . .	" 40.—
Schuppen (auf 4 Seiten offen) 30 qm à Fr —.50 . . .	" 15.—
Hof 50 qm à Fr. —.25	" 12.50
Patent um Leute engagieren zu können . . .	" 100.—
Lizenz für 15 Mann à Fr. 3.—	" 45.—
Steuer für 2 weiße Angestellte	" 60.—
" für 15 schwarze à Fr. 10.—	" 150.—
Total für die Faktorei	<u>Fr. 1097.50</u>
3. Steuern und Patente für den Dampfer	
Steuer für einen 30-Tonnen-Dampfer . . .	Fr. 600.—
" " ein Boot	" 100.—
" " Kapitän u. Maschinist à Fr. 30.—	" 60.—
Patent, um Leute engagieren zu können . . .	" 100.—
Lizenzen für 20 Mann Besatzung à Fr 3.—	" 60.—
Steuer für 20 Mann Besatzung	" 200.—
	<u>Fr. 1120.—</u>
3. Patent, um Holz für den Betrieb des Dampfers schlagen zu dürfen:	
Bei 7 Knoten oder weniger Geschwindigkeit	
Fr. 240.— pro Tonne Tragkraft = 30	
× 240 =	Fr. 7200.—
Da gedachter Dampfer 8 Knoten läuft, Zuzate von Fr. 10.— pro 1/2 Knoten und pro Tonne	" 690.—
	<u>Fr. 7800.—</u>
4. Ausfuhrzoll.	
Für 20000 ko. à Fr. —. 60 das ko. . . .	Fr. 12000.—
Taxe supplémentaire	" 5000.—
Taxe domaniale	" 5000.—
	<u>Fr. 22000.—</u>
Metapitulation der jährlichen Abgaben.	
Faktorei	Fr. 1097.50
Dampfer	" 1120.—
Holzschlag	" 7800.—
Ausfuhrzoll für 20 000 ko. Gummi	" 22000.—
	<u>Fr. 32017.50</u>

Hierzu kommen noch Fr. 10.— für jeden Kontrakt für die engagierten Leute. Außerdem haben sämtliche im Dienste der Faktorei oder des Dampfers stehenden Leute ihre persönliche Steuer, die zwischen 9 und 24 Franken das Jahr beträgt, zu entrichten. Auf diese Weise werden dem Staatsfädel jährlich mindestens weitere Fr. 650.— zugeführt, so daß der Staat neben dem Einfuhrzoll von 10% ad valorem für alle Waren, Lebensmittel und Gebrauchs-Gegenstände für Faktorei, Dampfer und Personal für gedachte Faktorei mit Dampfer jährlich die Summe von Fr. 32667.50 erhält. Hierzu kommen im ersten Jahre noch Fr. 5000.— für das Patent sowie der Kaufpreis für das Grundstück.

Doch dies ist nicht alles, was der Kaufmann zu leisten hat: für die 20 000 ko. Gummi, die er jährlich exportiert, muß er 10 000 Kautschulpflanzen setzen und groß ziehen. Da, — denselben Export vorausgesetzt, — also jedes Jahr weitere 10 000 Pflanzen hinzukommen, so muß ein regelrechter Plantagenbetrieb eröffnet werden. Der Boden muß urbar gemacht und bearbeitet werden, der Samen ist zu beschaffen, er muß gesät und später versetzt werden. Das Unkraut muß gejätet werden, es muß für Bewässerung gesorgt und jede Pflanze, die eingeht, muß sofort durch eine andere ersetzt werden.

Die hier am meisten verbreitete Gummipflanze ist die *Funtumia elastica*. Dieser Baum muß ein Alter von mindestens 7 Jahren haben, bevor er angezapft werden kann. Ca. 5 Jahre ist diese Pflanzung von jedem Unterholze frei zu halten, wenn die Bäume nicht eingehen sollen. Erst wenn Eingänge nicht mehr zu erwarten sind und die Pflanzung weiterer Pflege nicht mehr bedarf, übernimmt sie der Staat. Gesetzt den Fall, der Staat übernimmt die Pflanzung nach fünf Jahren, so hätte der Kaufmann nach fünf Jahren eine Pflanzung von 50 000 Bäumen zu unterhalten. Diese Anzahl würde permanent bleiben, da für je 10 000 Bäume, die der Staat übernimmt, weitere 10 000 hinzukommen würden.

Und die Kosten dieser Pflanzung würde der Kaufmann zu tragen haben, der jedoch keinen Pfennig herausziehen könnte, denn die Pflanzung gehört dem Staat. Die enormen Kosten einer solchen Pflanzung sind ein Teil des Preises, zu dem der Staat das Recht hergibt, Gummi in einem Lande zu kaufen, wo gemäß internationaler Konvention Freihandel bestehen sollte. Außer den oben angeführten Abgaben heimt also der Staat auch noch den ganzen Gewinn aus der Kautschulpflanzung ein, die ihm keinen Pfennig gekostet hat. Der Kaufmann hat die Pflanzung angelegt und 5—7 Jahre lang gepflegt, und nun, da sie ertragsfähig geworden ist, kommt der Staat und nimmt sie ihm ab, ohne die geringste Entschädigung zu zahlen. Der Staat selbst aber wirtschaftet in rücksichtsloser Weise darauf los, ebenso die Konzessionsgesellschaften Große Strecken, die früher viele Gummibäume hatten, sind verwüstet, und die Eingebornen sind oftmals genötigt tagelang zu laufen, um in Wälder zu kommen, wo sie das

Quantum Gummi finden, das von ihnen unter dem Vorwand einer Besteuerung erpreßt wird.

Um einen Rückgang in der Produktion zu verhindern, muß gepflanzt werden — und ganz besonders in der belgischen Kolonie. Hier aber soll der Kaufmann dem Staat die Pflanzungen unentgeltlich machen, während staatlicherseits nur an Ausbeutung gedacht wird. Das hier geltende System ist höchst ungerecht und für den Privatkaufmann einfach erdrückend. Der Staat genießt die Frucht der Arbeit des Kaufmanns.

Es ist unmöglich rechnerisch festzustellen, wie hoch sich die Kosten stellen für Urbarmachung und Bearbeitung des Bodens, für die Pflanzung, das Pflanzen selber und die Unterhaltung, für Lohn und Unterhaltung der Arbeiter, ihre Steuern und ihre Wohnungen zc. Außerdem ist es möglich, daß der Staat für die Anlegung der Pflanzung Grundstücke zur Verfügung stellt, die Stunden oder Tagemärsche von der Faktorei entfernt sind. In diesem Falle muß ein weißer Angestellter für die Pflanzung engagiert werden, was weitere Ausgaben für Wohnung, Gehalt und Unterhalt desselben und weitere Besteuerung nach sich zieht.

Durch diese erdrückenden Abgaben und die rücksichtsloseste Ausbeutung, die der Kaufmann sich gefallen lassen muß, hat es der Staat fertig gebracht, sich bis jetzt jede Konkurrenz von privater Seite vom Halse zu halten. Der Staat haust nach wie vor mit seinen Konzessionsgesellschaften, deren Anteile zu dem größten Teil sein Eigentum sind, konkurrenzlos im Innern des Kongogebietes. Mit der Gesetzgebung, wie sie unter dem Leopoldischen Régime geschaffen wurde, findet sich die belgische Regierung offenbar sehr gut ab. Es geht im alten Gleis weiter. Alles gehört dem Staat, der der weitaus größte Importeur und Exporteur ist.

Durch die prohibitiven Taxen und Abgaben hält man sich jede Konkurrenz vom Halse.

Die ganze Organisation dieser Kolonie läuft darauf hinaus, sich alles dienstbar zu machen, alles zu unterdrücken, um schließlich auf direktem oder indirektem Wege die Frucht jeder Arbeit hier einzuheimsen.

Und welches sind die Leistungen des Staates zugunsten des Handels? Und was bekommt der Kaufmann als Gegenwert für die enorm hohen Abgaben? Was hat der Staat bis jetzt getan, um den Handel zu heben? Hierauf gibt es nur eine Antwort: Nichts, absolut nichts! Quai und Landungsbrücken, die das Ein- und Ausladen der Güter und Produkte erleichtern sollen, sind nicht vom Staate gebaut worden. Waren- und Zollhäuser existieren nicht. Zwei Landungsbrücken in Matadi sind von der Eisenbahngesellschaft gebaut worden. Die Gebühr für Benutzung derselben ist jedoch für jeden anderen als den Staat so hoch, daß die Dampfer die Waren für die Kaufleute ohne Ausnahme mit Booten ausladen und am Ufer niederlegen. Da öffentliche Waren-

häuser nicht existieren, so sind die Waren Sonne, Regen und Diebstahl ausgesetzt. In Leopoldville hat der Staat zur Benutzung durch seine eigene Flotte einen Quai erbaut. Es ist jedoch andern als den Staatsdampfern verboten, daselbst anzulegen. Die nach Matadi und Boma kommenden Seedampfer liegen am sumpfigen Ufer und werden an Bäumen festgemacht, die zufällig am Ufer stehen. Eine Ausnahme macht in Matadi der belgische Dampfer, der am Pier der Eisenbahngesellschaft anlegt. Dieser Dampfer bringt fast ausschließlich Ladung für den Staat und seine Konzessionsgesellschaften. Wie schon angedeutet, bezahlt der Staat für Benutzung der Landungsbrücke einen weit geringeren Satz als die Kaufleute.

Es ist überall dasselbe, wohin man auch in dieser Kolonie blicken mag. Man sieht nur eine Ausbeutung des Landes — man sieht, wie zerstört, aber nicht wie wiederaufgebaut wird. Man macht ohne Zweifel gewaltige Anstrengungen, um in den ersten Jahren ohne Defizit abzuschließen. Vielleicht gelingt es für 1 bis 2 Jahre. Aber das dicke Ende wird nachkommen, das Land wirtschaftlich wieder zu heben.

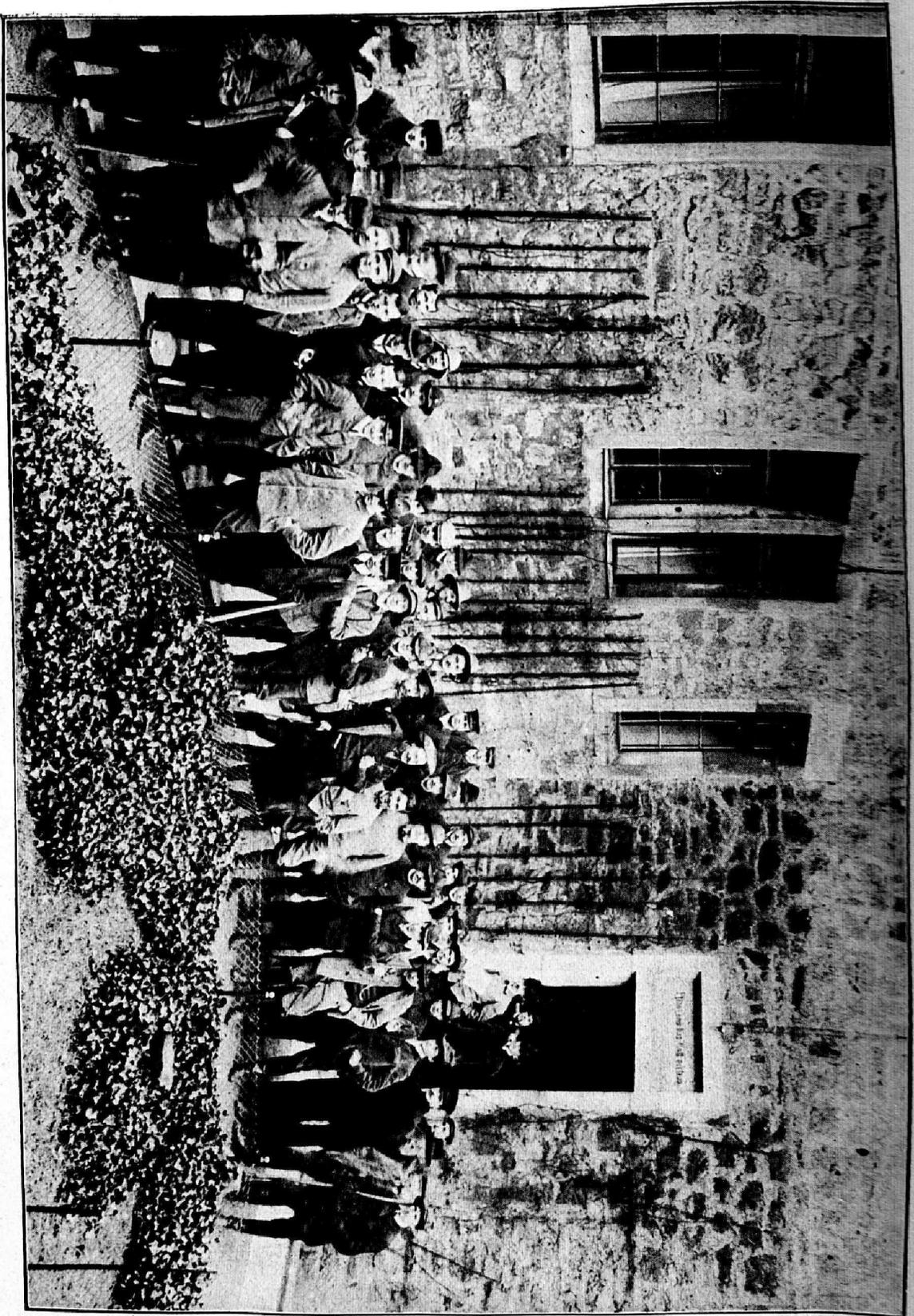
Meine Behauptung, daß das Kongogebiet vor 1890 wertvoller war als es heute ist, wird niemand widerlegen, der die Verhältnisse kennt. Die große Masse des belgischen Volkes glaubt es aber nicht und meint, die Millionen, die der König verschwendete, würden jetzt dem Lande zugute kommen. —

Statt dessen wird es vieler, vieler Millionen bedürfen, um wieder aufzubauen, was zerstört wurde, um die Folgen der langjährigen Mißwirtschaft wieder gut zu machen.

Wird Belgien diese Opfer bringen wollen? Hat die belgische Regierung den festen Willen, gründliche Arbeit zu machen? Bis jetzt deutet nichts darauf hin.

Leopoldville, im Juli 1909.





Die Pfandtritt

6. Ueber die Absatzmöglichkeiten und Produktionshindernisse

schreiben die „Windhufener Nachrichten“ in Nr. 67 des 6. Jahrganges folgendes:

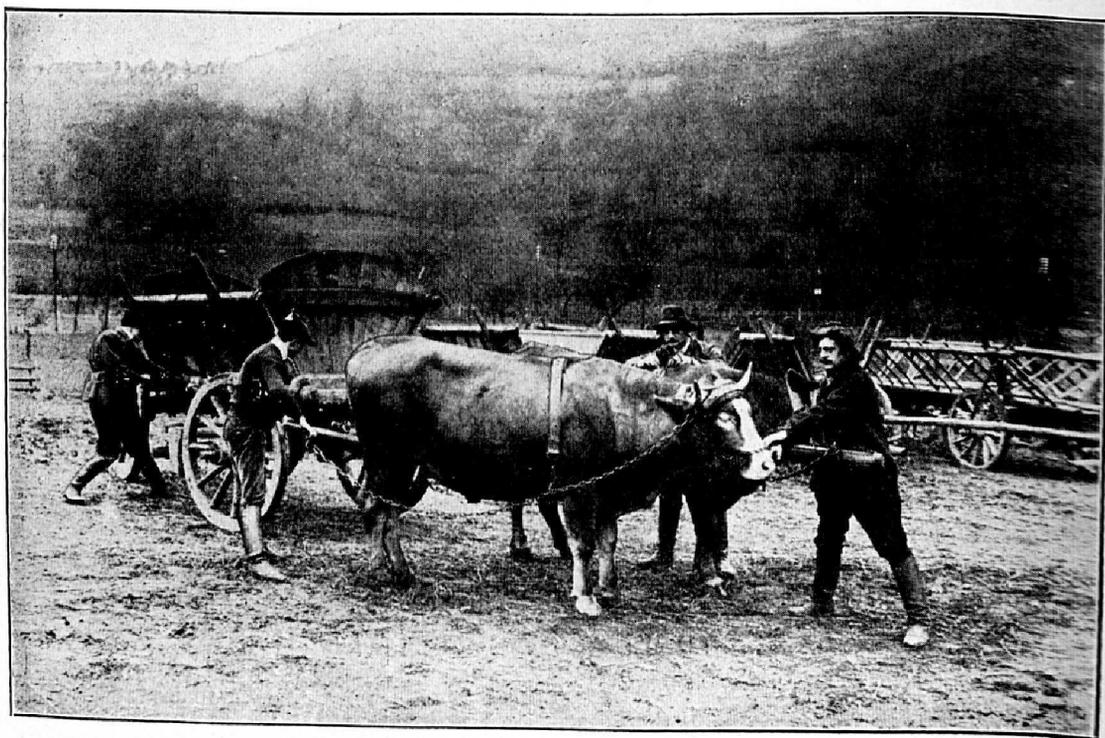
Aus dem in vorletzter Nr. veröffentlichten Bericht des kapländischen Handelskommissars haben wir ersehen, wie aufnahmefähig der deutsche Markt für südwestafrikanische Produkte, namentlich für frisches Obst einschließlich Weintrauben ist. Um solche Erzeugnisse feil bieten zu können, muß man sie natürlich haben, und dieser Umstand hängt wieder von den Produktionsbedingungen eines Landes ab. Die Kapkolonie hat sie. Dies erkannten schon die ersten Siedler und richteten demgemäß ihre Wirtschaftsbetriebe ein; d. h. sie wandten neben der Viehwirtschaft und Ackerwirtschaft auch dem Wein- und Obstbau die gehörige Aufmerksamkeit zu, unterstützt von der Regierung, mit deren Hilfe die verschiedenen Rebsorten aus Frankreich und Deutschland nach dem Kaplande eingeführt und von den meist aus Franzosen bestehenden Siedlern daselbst angepflanzt wurden. Die ersten Versuche erwiesen sich als durchaus befriedigend. Und so entwickelte sich in der Kapkolonie eine Industrie, der ein großer Teil der dortigen Bevölkerung ihr Dasein, Wohlstand und zum Teil sogar Reichthum verdankt.

Im Laufe dieser Entwicklung hat es natürlich auch an Schwierigkeiten nicht gefehlt, sowohl hinsichtlich der Produktion wie des Absatzes. Denn einmal machte schon zu früheren Zeiten infolge der beschränkten Nachfrage nach Kapweinen eine Art Ueberproduktion sich geltend und auf der anderen Seite hatten die Weinbauern mit dem gefährlichsten aller weinwirtschaftlichen Feinde, der Reblaus, zu rechnen. Neuerdings kam hierzu noch die Steuer auf Schnaps und ähnliche Traubenprodukte.

Die schwachen Aussichten für Kapweine auf dem überseeischen Markt und die beschränkte Absatzmöglichkeit im Inlande gaben, im Verein mit den günstigen Exportaussichten, dem Wein- und Obstbau eine andere Richtung, und heute sehen wir jährlich einen ganz bedeutenden Teil der kapländischen Trauben- und Obsternte in frischem Zustande nach London wandern. Damit nicht zufrieden, strecken die Kapländer ihre Fühlhörner jetzt auch nach Hamburg aus, um sich von da aus im ganzen mittleren Europa ihren Anteil am frischen Obsthandel zu sichern. Das haben die Amerikaner schon lange getan, und es ist nicht einzusehen, warum es die Afrikaner nicht auch so machen sollten. Noch weniger aber ist einzusehen, warum wir in Deutschsüdwest die günstigen Gelegenheiten für Wein- und Obstbau nicht auch im vollsten Maße ausnützen und diesbezüglich, sowohl was die Produktion an sich wie auch die Wege der Verwertung betrifft, dem Beispiel unserer kapländischen Nachbarn folgen; dies um so mehr, da hier die ersten Versuche als überwunden gelten können und auf Grund dieser Versuche die Annahme gerechtfertigt ist, daß sich ein ansehnlicher Teil unserer Kolonie

zum Wein- und Obstbau eignet. Sehr wesentlich hierbei ist auch der bereits gemachte Trauben-Exportversuch und die damit im Zusammenhang stehende höchst günstige Beurteilung der südwestafrikanischen Trauben in Deutschland.

Es hat gegenüber dem landesüblichen Pessimismus und der Skepsis in Gartenbauangelegenheiten auch schon früher Leute hier gegeben, die bezüglich des Wein- und Obstbaues einen optimistischeren Standpunkt einnahmen; und zudem hat es auch an Anregungen nicht gefehlt, die dem ins Auge gefassten Zweck als Mittel dienen sollten. So ist an das hiesige Gouvernement bereits vor 8 Jahren (zu Zeiten des landwirtschaftlichen Beirats) aus den interessierten Kreisen der Bevölkerung wiederholt und mit Nachdruck die Auforderung ergangen, sich der Obstbaum- und Weinrebezücht in einer der Gunst der Lage angepassten Weise anzunehmen.



Kolonialschüler beim Gespanndienst.

7. Die Rassenvermischung in den Kolonien.

Ihre Bedeutung von deutsch-nationalem Gesichtspunkt.

Unter dieser Ueberschrift entnehmen wir der „Deutsch-Südwestafrikanischen Zeitung“, 11. Jahrg. Nr. 66, die nachfolgenden bemerkenswerten Ausführungen des Herrn Farmers Carl Schlettwein.

Der § 17 i. unserer neuen Selbstverwaltungs-Verordnung, der sich mit den Mischehen und den aus diesen zu ziehenden Konsequenzen befaßt, hat bereits in der Heimat so wie auch hier in der Kolonie eine lebhaftere Polemik verursacht.

Die Behandlung solcher Mischehen, vor allem die Frage nach der rechtlichen Stellung der Nachkommen aus solchen Ehen ist für den allgemeinen nationalen Gesichtspunkt von so eminenten Bedeutung, daß eine Beleuchtung der Angelegenheit von allen nur denkbaren Seiten im größten Interesse der Allgemeinheit liegen muß.

Die heutige deutsche Generation in der Kolonie und in der Heimat hat im Hinblick auf die Zukunft und das Wohl ihrer Nachkommen die Pflicht, in nationalem Interesse zu der Frage Stellung zu nehmen und sie auch durch gesetzliche Maßnahmen zu erledigen. Sind hierbei in allgemeinem deutschen Interesse Härten gegen einzelne Menschen notwendig, so hat ein berechtigter nationaler Egoismus, wie oft in der Kolonialpolitik, auch in diesem Falle andere menschliche, wenn auch edle Gefühle zu verdrängen. Sind die geplanten Härten im nationalen Interesse unnötig, oder vielleicht gar geeignet, neue schwerwiegende Gefahren zu schaffen, so müßte man sie natürlich fallen lassen. — Allein vom Gesichtspunkte des an und für sich berechtigten Rassegefühls und Rassestolzes aus darf diese hochbedeutsame Frage nicht entschieden werden.

Die Kolonialgeschichte der ganzen Welt, die Erfolge und Mißerfolge aller Kolonien besitzenden Staaten bieten für die uns heute vorliegende Frage das allein geeignete Vorstudium.

Geht man diesen Dingen nun in der Weltkolonialgeschichte nach, so weit zurückgreifend, wie möglich, so trifft man immer wieder und überall auf die gleichen Erscheinungen. Die ersten Kolonisten vermischten sich je nach ihrer Kulturstufe und ihrem Sittlichkeitsgefühl ehelich oder unehelich mit der Urbevölkerung des Landes. Nach einiger Zeit, bald früher, bald später, folgte in Gestalt eines moralischen Katzenjammers die Erkenntnis der nationalen Gefahr solcher Vermischungen. Durch Gesetzgebung suchte man dann die als Gefahr erkannten Mischlinge rechtlich wie bürgerlich zu unterdrücken. Wo dies nicht geschah, wurde die Mischlingsrasse bald zur dominierenden. Durchschlagende Erfolge sind durch eine Entrechtung der Mischlinge aber auch nirgends erreicht. Ein in ihnen ständig genährter Haß fraß in ihrem Innern weiter und wenn sie auch äußerlich gefügige Bürger zu sein schienen, im ge-

eigneten Moment traten sie als überzeugte Revolutionäre auf. Bei allen kolonialen Erhebungen gegen das Mutterland zeigt uns die Vergangenheit fast immer Mischlinge als die Urheber und Führer der Bewegung.

Das sind unumstößliche hochbedeutende Momente weltkolonialgeschichtlicher Vorzeit, die uns als Leitsätze für unsere Maßnahmen vorschweben müssen.

Die weitere Vermehrung einer auf alle Fälle gefährlichen Mischlingsrasse in den Kolonien muß also in deutsch-nationalem Interesse unbedingt verhindert werden. In Anbetracht der Dringlichkeit der Frage ist es ganz selbstverständlich, wenn die bürgerliche Gesellschaft und die Gesetzgebung dem Ziele vereint entgegenarbeiten. In strenger, wenn auch harter Weise müssen zukünftige Mischlingsgeburten verhindert werden, muß auch gegen diejenigen vorgegangen werden, die weiter uneheliche Mischlinge in die Welt setzen. (Rücksichtslose Heranziehung der Väter zu den Erziehungskosten).

Wenn wir in deutsch-nationalem Interesse sagen, wir müssen es vermeiden, durch gesetzliche Maßnahmen uns neue nationale Feinde zu schaffen, die wir nicht aus dem Lande entfernen können, indem wir einer gewissen Klasse ihre bürgerlichen Rechte nehmen, so gibt es nur eine Lösung: bei der Auslegung des § 17 f. müßte es heißen: Weiße, die mit einer eingeborenen Frau, die bereits der Mischlingsrasse angehörte, in vor Erlaß des Gesetzes rechtlich geschlossener Ehe leben, werden nicht betroffen.“ Die gesellschaftliche Stellung, die sich jeder Mensch im Leben selber schaffen und erhalten muß, wird dann in jedem Falle durch die Persönlichkeiten bestimmt werden.

Es bliebe noch übrig, auch für die Behandlung des zweiten Teils der vorhandenen Mischlinge, über die unehelichen, Betrachtungen anzustellen.

Bei genügender Strenge und Härte eines Gesetzes ist zu hoffen, daß neue uneheliche Bastards zukünftig nur noch einzeln erscheinen werden. Um aber auch hier wieder auf unsern Leitsatz zurückzukommen, müssen wir sagen: Jeder in der Kolonie bleibende nicht anerkannte Mischling ist und bleibt eine nationale Gefahr, der entgegen getreten werden muß. Wie es bisher in mustergültiger Weise durch die Missionen geschieht, müßten zukünftig solche Kinder in möglichst frühem Alter den Müttern genommen, gesammelt und staatlich erzogen werden. Als größere Kinder dann in die Heimat versetzt, würden sie dort (etwa zu Soldaten zc. erzogen) sehr wohl brauchbare, tüchtige Menschen werden können, ohne daß die Verfehlungen der Väter allzu hart auf ihnen lasten würden. —

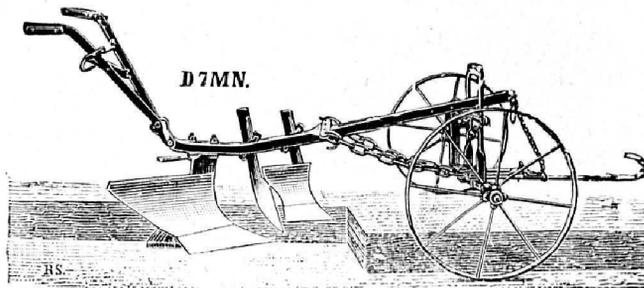
Diese kurz hingeworfenen Gedanken mögen in jetziger Zeit eine Anregung zu neuen Gesichtspunkten für die Lösung der Frage

sein. Die ganze Angelegenheit aber ist meiner Ansicht nach dringend und wichtig genug, um für den neuen Landesrat als Arbeitspensum auf der Tagesordnung zu erscheinen.

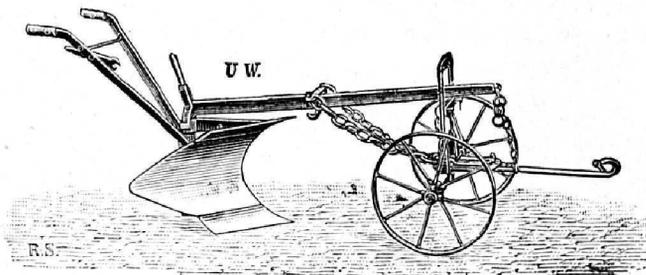
Hier wie dort aber wird für die Entscheidung allein der deutsch= nationale Gesichtspunkt maßgebend sein, nur das von ihm als nützlich Anerkannte muß Gesetz werden und bleiben.

8. Zur Pflugkultur.

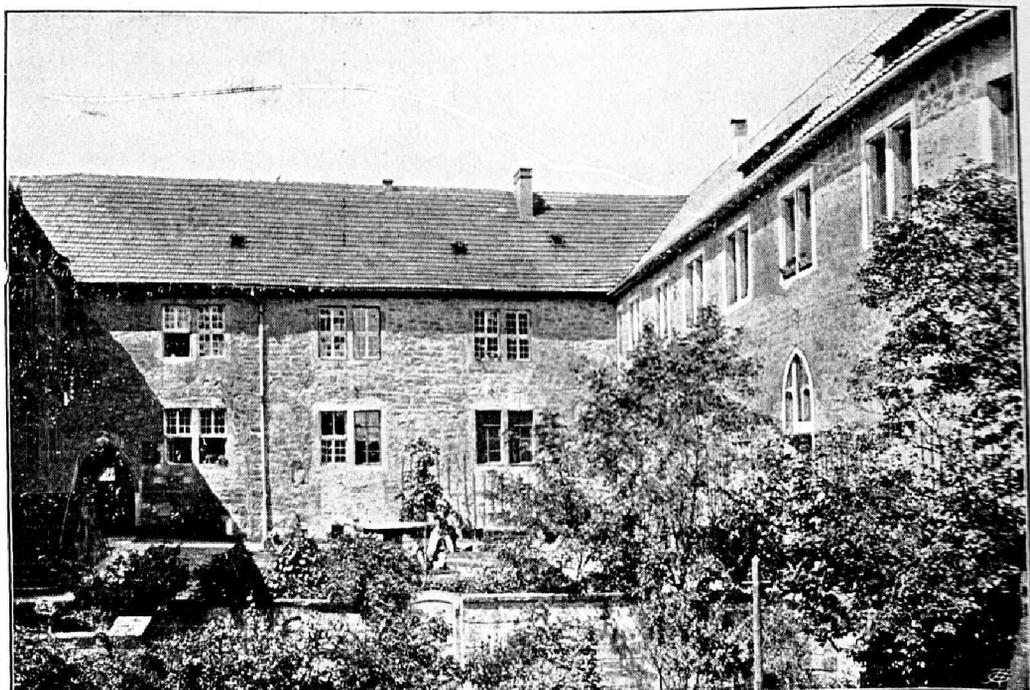
Bereits bei Uebernahme unseres hiesigen landwirtschaftlichen Betriebes, noch zur Zeit der Domänenpachtung, haben wir Pflüge von der Firma Rudolf Sack, Leipzig=Blagwitz eingeführt und recht befriedigende Erfolge mit diesen Fabrikaten erzielt. Auf Grund von Mitteilungen, die von früheren Schülern an uns gelangt sind, bewähren sich diese Pflüge auch gut in gewissen Kolonialgebieten, entsprechend ihrer Dauerhaftigkeit und sauber gearbeiteten Form; während für Deutsch=Ostafrika fast ausschließlich die leichten Universalpflüge D 7 MN und D 6 MN (Abb. 1) gebraucht werden, bezieht Deutsch=Südwestafrika neben diesen auch schwere Pflüge und hauptsächlich Wendepflüge (Abb. 2.) Auf der kürzlich abgehaltenen Ausstellung in Windhof fanden die Rudolf Sack'schen Pflüge große Beachtung und wurden von vielen der dortigen Farmer als liebe alte Bekannte begrüßt.



1) Leichter Universalpflug von Rud. Sack, Leipzig=Bl.



2) Leichter Wendepflug von Rud. Sack, Leipzig=Bl.



Innenhof.

V. Innenhof.

Die Pflicht gesund zu sein.

Vortrag,

gehalten für die Studierenden der drei Hochschulen Münchens im Großen Hörsaal für Chemie der K. Technischen Hochschule am 5. Mai 1909 von Prof. Max Gruber.

(Mit gütiger Genehmigung des Vortragenden hier abgedruckt.)

Kommilitonen! Laßt mich mit einer Allegorie beginnen. Deutschland saß wie immer in seiner Werkstatt eifrig über seine friedliche Arbeit gebeugt. Da tönt plötzlich von allen Seiten feindlicher Lärm an sein Ohr. Drohende Worte dringen herein. Es ist, als ob eine Rote Anstalt träte, das Haus zu umstellen. Deutschland weiß, sein Haus ist fest und wohlverwahrt, hat überhaupt das Fürchten nicht gelernt und arbeitet gleichmütig weiter. Aber der Lärm wird immer lauter, die haßvolle Drohung immer heftiger. Die Menge draußen wächst an und das Geklirr von Waffen wird vernehmlich. Da blickt Deutschland von seiner Arbeit auf und erkennt, daß sich die Wut der Menge zunächst gegen den

treuen Nachbar gewendet hat, der mutig das als sein Eigentum behauptet, was er in dreißig Jahren mühsamer Arbeit erworben hat. Die Lage des Freundes scheint wirklich gefährlich zu werden, wie so alles auf ihn einstürmt. Da langt Deutschland nach seinem Schwerte, das ihm stets bereit zur Seite liegt und wiegt es, wie prüfend, in seiner Hand, daß der blanke Stahl in der Sonne blizt und funfelt. Ein solcher Sonnenbliz fährt durch das Fenster. Und siehe! Wie durch ein Wunder wird's plötzlich stille draußen. Der wilde Knäuel löst sich. Die Aufgeregten wenden sich nach Hause und ballen die Fäuste vorläufig nur mehr in der Tasche. Deutschland aber kann sich wieder ruhig über seine Arbeit beugen, als wäre nichts geschehen!

Welches deutsche Herz sollte nicht in stolzer Freude höher schlagen bei dieser Kunde von den Ereignissen der letzten Wunde! Wie gut ist doch solch' blankes Schwert! Ja, es ward deutlich. Noch ist Deutschland Herr seines Schicksals! Noch ist es sicher, daß es Hammer sein wird und nicht Ambos, wenn einmal gehämmert werden muß!

Aber seien wir auf unserer Hut! Vergessen wir nicht, daß die jüngsten Ereignisse uns auch noch etwas anderes in Erinnerung gebracht haben; die Tatsache: „Feinde ringsum!“ Feinde, die nur auf den Augenblick unserer Schwäche lauern, um uns, wenn möglich, zu erwürgen. Wir dürfen also niemals schwach werden. Wir müssen stets bereit sein.

Was Kaiser Wilhelm, der Reichsgründer, vor seiner Krönung gesagt hat: „Es ist Preußens Bestimmung nicht, dem Genuße der erworbenen Güter zu leben, in der Anspannung seiner geistigen und sittlichen Kräfte, in der Stärkung seiner Wehrkraft liegen die Bedingungen seiner Macht“, es gilt vom ganzen Reiche.

Waffenstark müssen wir vor allem sein und bleiben! Und was macht uns denn heute noch in den Augen der Nachbarn waffenstark? Was wirkte denn so merkwürdig besänftigend auf unsere Widersacher, als Deutschland mit seinem Schwerte winkte?

Da sahen sie vor ihrer Fantasie austauschen, die ungeheure Masse Kriegsgerät, die wohlgeordnet Stück für Stück überall bereit liegt; da sahen sie die Hunderttausende von waffengeübten Männern, die, sowie das Kriegssignal ertönt, unter die Fahne eilen werden. Da kam ihnen aber auch zum Bewußtsein, wie die ungeheure Macht dieses Millionenheeres in die eine kaiserliche Hand gelegt sei, wie ein einziger, unumschränkter Wille das Ganze beleben würde. Wie unsere Generale und Offiziere von dem einzigen Gedanken beseelt sein würden, treue Diener ihres Kaisers und Herrn zu sein. Wie Tausende und Tausende von Landwirten und Kaufleuten, von Industriellen und Gelehrten, von Ingenieuren und Lehrern und Beamten sich auf des Kaisers Wink mit einem Schlag in stramme und zähe und todesmutige Offiziere verwandeln würden; bereit und fähig, zu gehorchen und zu befehlen und daher fähig, diese Kriegermassen in Sieg und Tod — ja mehr als das! — durch ein Meer

von Strapazen und Entbehrungen führen zu helfen! Zweifelt nicht, daß diese Vorstellung von dem waffenfähigen und waffenfrohen deutschen Reserveoffizier, der voll Verständnis und Begeisterung für seine Pflicht das willige Werkzeug seiner militärischen Befehlshaber sein und mit dem Berufsoffizier wetteifern würde, durch Wort und Beispiel aus seiner Truppe alle ihre körperlichen und sittlichen Tugenden hervorzulocken mit die wirkungsvollste Mahnung zum Frieden war. Denn unsere Feinde wissen: Seine Führer machen ein Volk schwach und stark! Dies gilt wie im Kriege so auch im Frieden!

Habt Ihr Euch schon genügend überlegt, Kommilitonen, daß Ihr selbst zu solchen Führern in Krieg und Frieden bestimmt seid und welches gewaltige Maß von Pflicht und Verantwortung damit auf Euch gelegt ist? Die oberen Stände werden stets, mag die Regierungsform welche immer sein, die Vorbilder und damit die Erzieher ihres Volkes bleiben. Sind wir untüchtig und träg, genußsüchtig, wehleidig und feig, so wird auch die Masse des Volkes bald so werden, wir mögen ihr Tugend predigen, soviel wir wollen.

Intellekt und Wissen und technisches Können allein genügen nicht zur gedeihlichen Führung eines Volkes, dazu gehört Charakter! Dazu braucht es Menschen, die besonnen und beherzt sind, kalt von Ueberlegung und feurig von Mut; Menschen, welche mit Weltmann's Blick Schwärmers Ernst vereinigen; stark und fröhlich Wollende, stark und fröhlich Entfagende, bereit, selbst zuerst in die Bresche zu treten und sich selbst am allerwenigsten zu schonen!

Dies alles können aber nur gesunde Menschen leisten. Leute mit festen Knochen und straffen Muskeln, mit kräftigem Herz und gesunden Lungen, mit elastischem Leib und elastischen ausdauernden Nerven. Und ein großes Volk braucht viel von solchen Menschen!

Wenn wir uns die Gefahr vergegenwärtigen, die unser Vaterland beständig bedroht, dann wird uns klar, daß es keine wichtigere Aufgabe gibt, als sicher zu stellen, daß wie die Masse des Volkes, so auch die führende Klasse körperlich und geistig gesund ist und sich durch gesunden Nachwuchs ausreichend ergänzt.

Derjenige, der unser Volk daraufhin prüft, kann sich kaum der schwersten Sorgen um unsere Zukunft entschlagen. Denn, wenn auch die Sterblichkeit ganz gewaltig gesunken ist, in den Städten noch mehr als auf dem Lande, so kann doch keine Rede davon sein, daß unsere städtischen Bevölkerungen ausreichend gesund sind.

Nach den Berichten der Schulärzte sind im Durchschnitt der deutschen Städte etwa 50 % der Schulkinder blaß und blutarm; bis zu mehr als 33 % von ihnen zeigen Spuren von Rachitis; etwa ein Drittel leidet an Drüsenanschwellungen, vergrößerten Mandeln, Rachen- und Nasenkatarrhen, 50 % der Knaben und 52—56 % der Mädchen zeigen schwächliche Muskulatur und schlechte Haltung; ein Drittel der Mädchen hat Verkrümmung der Wirbelsäule. Nur wenig mehr als die Hälfte der jungen Männer aus der Stadt ist

wehrlähig und die städtischen Mädchen sind bleichsüchtig und blutarm und nervenschwach, daß es Gott erbarm' und geben Frauen, für die das Tragen eines Kindes, das der Gipfel der körperlichen Blüte sein sollte, eine Krankheit ist und die nur vom Hörensagen wissen, daß es eine Mutterbrust gibt. Die Männer werden früh erschöpft und nervös und krank und die Sterblichkeit der 25—60-jährigen Männer in der Zeit der Vollkraft ist noch immer in der Stadt um etwa 50 % höher als auf dem Lande; die Lebensdauer der 25jährigen in der Stadt — dort, wo der Unterschied von Stadt und Land am schärfsten ausgeprägt ist — um 5 und 6 und 7 Jahre d. h. um 10 und mehr Prozent der ganzen Lebenszeit kürzer als auf dem Lande!

Und in den Kreisen der Wohlhabenden und Gebildeten steht es gewiß nicht besser, wenn auch die Sterblichkeit bei ihnen erheblich niedriger ist. Unsere Kinder sind nicht viel frischer als die der Städter überhaupt, unsere Mädchen nicht blutreicher, — eher das Gegenteil! — und von unseren jungen Männern, die zum Einjährig Freiwilligen Dienst berechtigt sind, ist oft kaum ein Fünftel tauglich! Die Zahl unserer neurasthenischen oder sonstwie kränklichen Männer ist Legion und eine völlig gesunde Frau von über 30 Jahren wird man in unseren Kreisen bald mit der Laterne suchen müssen.

Aber schlimmer als dies alles ist die Abnahme der Fruchtbarkeit und damit zusammenhängend das Aussterben der Familien, das gerade in den führenden Kreisen in erschreckendem Umfange vor sich geht und ohne Zweifel zu erheblichem Teile auf einem wirklichen physischen Versagen beruht!

Dieses Aussterben der städtischen und insbesondere der hervorragenden Familien — wenigstens im Mannesstamm — hat stets in größtem Maßstabe stattgefunden im Altertum, wie im Mittelalter und in der Neuzeit und hat so stets zu einem Verluste vieler bester Anlagen geführt. Auch in Deutschland war es nicht anders. Die Lücken, die dadurch gerissen wurden, füllten sich aber bisher stets wieder infolge der reichen Kinderproduktion des flachen Landes und des Zuzugs frischer und tüchtiger Kräfte von dorthier in die Stadt. Solange die Städte nur einen geringen Bruchteil der Gesamtbevölkerung beherbergten, ging dies anstandslos. Heute aber, wo bereits $\frac{6}{10}$ der Bevölkerung Deutschlands in der Stadt wohnen und das Uebergewicht der Städte reißend wächst, ist die Besorgnis nur allzu gerechtfertigt, ob nicht bald ein Defizit an Nachwuchs überhaupt eintreten und insbesondere, ob nicht unser Volk schon in sehr naher Zeit den Raubbau an seinen besten Intellekt- und Willenskräften aufs schmerzlichste empfinden werde!

Wir müssen unbedingt alles tun, was in unseren Kräften steht, um eine wirkliche Akklimatisation der städtischen Familien zu erzielen.

Je unsicherer der Ersatz von außen wird, um so kostbarer werden die Leben der Tüchtigen und ihrer Nachkommen, um so

gebieterischer tritt an uns die Pflicht heran, gesund und vor allem auch fruchtbar zu sein.

Freilich hat man fatalistisch gesagt: „Die Kultur verzehrt die Menschen! Das ist ein Naturgesetz, an dem sich nichts ändern läßt.“ Aber was hat man schon alles in der Vergangenheit der Menschheit als unabänderliche Naturgesetze betrachtet und heute wissen wir nichts mehr davon! Dadurch dürfen wir uns nicht einschüchtern lassen! Wir müssen weiter und genauer fragen: Warum verzehrt Kultur die Menschen? Kultur ist etwas äußerst verwickeltes. Nicht alles an ihr kann schädlich, vieles muß günstig sein! Worin liegt also unmittelbar die Schädlichkeit? Wenn wir sie gefunden haben, dürfen wir vielleicht hoffen, sie wegräumen zu können.

Wir haben noch bei weitem nicht genügend lange und gründlich darnach gesucht, um alle Schädlichkeiten der Kultur zu kennen. Aber 4 Momente sind es vor allem, die man als Ursache des Aussterbens angeschuldigt hat. Wir wollen sie näher betrachten: Man hat gesagt, die körperliche Beschaffenheit und insbesondere die Fruchtbarkeit wird aufs schwerste geschädigt durch die übermäßige Entwicklung unseres Gehirns. Die Natur sei unfähig, den Körper in mehreren Richtungen hoch zu züchten; was das eine Organ gewinne, müßten die anderen verlieren.

Etwas Wahres ist gewiß an diesem Satze; aber ich kann nicht zugeben, daß diesem Momente die entscheidende Bedeutung zukommt. Ich habe insbesondere zwei Argumente dagegen. Die Geschichte lehrt, daß der hohe Kriegsadel gerade so zum Aussterben verurteilt war, wie die Familien der anderen hervorragenden Stände und doch wird man Hypertrophie des Denkforgans bei ihm kaum annehmen dürfen. Andererseits sehen wir, wie die Juden seit nunmehr fast 2000 Jahren in der einseitigsten Weise geistig tätig sind und doch — wenigstens bis zur Zeit ihrer Emanzipation herauf — ihre Fruchtbarkeit nicht verloren haben.

Jedenfalls können wir gegen diese Schädlichkeit direkt nichts tun. Hochzucht des Gehirns muß das Ziel bleiben. Denn an der Entwicklung unseres Gehirns hängt unsere ganze Existenz als Kulturmenschen; das Gehirn ist unsere wichtigste Lebenswaffe geworden.

Ich komme zum zweiten Moment: Sitzende Lebensweise in geschlossenem Raum, Mangel an ausgiebiger Bewegung in Luft und Licht.

Es ist gewiß von größter Wichtigkeit. So wie bisher darf es nicht weitergehen, daß z. B. bei unseren Mittelschülern in der Schulzeit auf 44 Stunden Geistesübungen nur 2 Stunden Leibesübungen treffen. Wir müssen unbedingt neben den Turnstunden noch den pensumfreien Spielnachmittag erringen. Und die Hochschüler müssen mehr und mehr körperliche Übungen, soviel als möglich in freier Luft, zu ihrer Lebensgewohnheit machen. Eine Stunde ausgiebiger körperlicher Übung im Mittel täglich ist für einen jungen Mann in Ihrem Alter sicherlich das erforderliche

Minimum. Es ist ein wahrer Segen, daß der körperliche Sport unter unserer akademischen Jugend aufgekommen ist und ich freue mich, sagen zu können, daß es hier in und um München eine Fülle der besten Gelegenheiten dazu gibt. Bergsteigen und Wandern, Schwimmen und Rudern, im Winter Eislauf und Skilaut, Alles müßt Ihr treiben — mit vernünftigem Maß natürlich und ohne in die Wetterzesse der Engländer und Amerikaner zu verfallen! Und noch etwas anderes sollte an unseren Hochschulen viel ausgiebiger gepflegt werden: neben dem Turnen die körperlichen Spiele, insbesondere die Ballspiele. Sie sind unschätzbar nicht allein deshalb, weil sie wie kaum andere körperliche Übungen Herz und Atempumpe stärken, sondern auch wegen der Förderung der psychischen Gesundheit, der Bildung eines lebensstarken Charakters, durch die Entwicklung von Selbständigkeit und Raschheit des Entschlusses, von Besonnenheit und Kaltblütigkeit, von Ausdauer und Geduld; durch Ausmerzung von Weichlichkeit und Wehleidigkeit, von Bequemlichkeit und Blasiertheit, als Quelle frischester, gesündester Luft, als Erweckerin des unvergleichlichen Wohlgefühls der eigenen über-schäumenden Jugendkraft!

Es ist unschätzbar, wie groß der Nutzen sein wird, den systematische körperliche Übung unseren Gebildeten bringen wird. Aber — ich muß mit allem Nachdruck warnen! — für sich allein wird sie weder uns Einzelnen Gesundheit und Leben noch unseren Familien die Fortexistenz sichern, wenn nicht auch die zwei anderen Schädlichkeiten beseitigt werden, welche ohne Zweifel auf unsere Generation in der verderblichsten Weise wirken: der Alkoholmißbrauch und die Geschlechtskrankheiten.

Ich will beides heute nur streifen*) und sagen: Es ist notorisch, daß etwa $\frac{1}{3}$ unserer mehr als 30 Jahre alten Männer im Leben und nach dem Tode Zeichen physischer alkoholischer Erkrankungen aufweist; notorisch, daß unabsehbare Scharen ihre Neurasthenie dem Alkohol verdanken, daß 20—40 % der Bewohner unserer Irrenanstalten mit durch den Alkohol dahin gebracht worden sind, daß mindestens ein Drittel aller gewerblichen Unfälle, ein sehr erheblicher Teil der geschlechtlichen Ansteckungen, der sexuellen und sonstigen Gewaltsamkeitsverbrechen die Folge der Verminderung der Gebrauchsfähigkeit unserer Großhirnrinde der Verminderung unseres Wahrnehmungsvermögens, unserer Urteilsfähigkeit, unserer Selbstbeherrschung ist; daß nach Erhebungen in der Schweiz mindestens $\frac{1}{10}$ aller unter 20 Jahre alten Männer in der Stadt und ein $\frac{1}{7}$ aller 40 bis 60jährigen direkt am Alkohol stirbt und daß nach dem Ausweise der englischen Lebensversicherungsanstalten die Sterblichkeit der völlig enthaltsamen Männer um mehr als 40%

*) S. meine Vorträge: „Volkswohlfahrt und Alkoholismus“ Berlin Deutscher Verlag für Volkswohlfahrt 1909 und „Die Alkoholfrage in ihrer Bedeutung für Deutschlands Gegenwart und Zukunft“ Berlin Mäßigkeitsverlag 1909.

niedriger ist als die der Mäßigen; daß endlich und darauf möchte ich den größten Nachdruck legen, der Alkohol nicht allein die Individuen selbst zu schädigen vermag, sondern auch ihre Reinstoffe, d. h. ihre Nachkommenschaft.

Und ein vielleicht noch grimmigerer Feind sind die Geschlechtskrankheiten, insbesondere die Syphilis. Von ihrer Verbreitung hat der Laie in der Regel keine Ahnung. Ich will nur drei Daten anführen.

Bei der Erhebung, welche die preussische Regierung in höchst dankenswerter Weise im Jahre 1900 veranstaltet hat, stellte es sich heraus, daß an einem einzigen Tage, dem 30. April 1. 4 % der erwachsenen Männer Berlins wegen einer Geschlechtskrankheit in ärztlicher Behandlung standen. Von den Mitgliedern des Verbandes der Gewerkschaftskrankenkassen Berlins erkrankten jetzt jährlich etwa 8 % an venerischen Krankheiten, und welche Verbreitung diese Krankheiten leider gerade in unseren akademischen Kreisen haben, das möge die Tatsache illustrieren, daß vor einigen Jahren festgestellt wurde, daß im Mittel rund ein Viertel aller Mitglieder des Studentenkrankenvereins in Berlin jährlich daran erkrankt.

Die Schädlichkeit der Syphilis kann kaum überschätzt werden. Der Krankheitsprozeß selbst belastet unter allen Umständen mehrere Jahre und viel häufiger als wir Aerzte selbst früher angenommen haben, kommt es niemals mehr zu voller Wiederherstellung. Gerade die neuesten Forschungen haben z. B. gelehrt, daß zwei tödliche Krankheiten des Zentralnervensystems, die progressive Paralyse und die Tabes, sich ausschließlich in einem früher von Syphilis durchseuchten Körper entwickeln zu können scheinen. Und wie sehr geschwächt der Körper überhaupt durch die syphilitische Vergiftung wird, lehren die Statistiken der Lebensversicherungsanstalten: Die Sterblichkeit der Luetiker, also solcher Personen, welche nachgewiesenermaßen Syphilis durchgemacht haben, ist um 30 bis 75 Prozent höher als die der Nichtluetischen. Uebersaus verderblich sind auch die Folgen für die Nachkommenschaft. Die unglücklichen Kinder, welche während des Stadiums der sog. sekundären Syphilis erzeugt worden sind, kommen entweder selbst schon mit Syphilis angesteckt, wie wir sagen hereditär syphilitisch, zur Welt oder sind infolge der Vergiftung des elterlichen Körpers zumeist durch und durch verkümmert, kränklich und lebensschwach. Und ebenso, wie der elterliche Körper selbst, auch nach dem Schwinden der Syphilis, sehr häufig dauernd geschwächt bleibt, so ist auch ein erheblicher Teil der nach dieser Zeit erzeugten Kinder — wie sich jetzt immer deutlicher herausstellt — irgendwie minderwertig.

Vom Tripper will ich nur soviel sagen, daß nach verlässlichen ärztlichen Beobachtungen etwa 8 bis 10 Prozent der heutigen Ehen ineinetwegen unfruchtbar bleiben.

Alles in allem genommen, kann es nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß der Alkoholmißbrauch und die Geschlechtskrankheiten einen allerwesentlichsten Teil der Schuld an der heutigen Ungeundheit und dem Aussterben der Familien haben.

Sie werden sehr gestutzt haben darüber, daß ich von einer Pflicht, gesund zu sein spreche. Sie werden sich gefragt haben: Ja, liegt es denn im Bereiche meines Willens, gesund zu sein? Bin ich nicht das Produkt meiner Eltern und regiert nicht Menschen und Götter das übermächtige Schicksal? Wie kann man von einer Pflicht sprechen, die nicht erfüllbar ist?

Ich antwortete darauf: Gewiß! Die Gesundheit des Einzelnen hängt zum großen Teil von Mächten ab, denen gegenüber er ohnmächtig ist. Vieles Unabänderliche ist schon bei seiner Erzeugung festgelegt und einen großen Teil der äußeren Lebensbedingungen muß der Einzelne so hinnehmen, wie er sie vorfindet. Aber vieles von dem, was der Einzelne bezüglich seiner eigenen Gesundheit nicht mehr zu ändern vermag, das vermag er für seine Nachkommenschaft zu ändern — z. B. durch vernünftige Zuchtwahl — und viele Lebensbedingungen, welche der Einzelne nicht zu beeinflussen vermag, liegen im Bereiche des Willens der Gesamtheit. Die Mahnung, gesund zu sein, richtet sich also in erster Linie an das Volk, an den Stand als Ganzes. Aber auch dem Einzelnen bleibt heute viel mehr Freiheit in dieser Richtung, als man gewöhnlich bedenkt. Der hygienischen Wissenschaft gelingt es in immer vollkommenerem Maße, den größten Teil der Schädlichkeiten wegzuräumen, welche in früheren Zeiten in völlig unvorhersehbarer Weise Leben und Gesundheit bedrohten. Die Pest, die Blattern, die Diphtherie, die Cholera, der Typhus haben für uns in Mitteleuropa wenigstens ihre Schrecken fast völlig verloren.

Und Ihr, Kommilitonen! seid in einer besonders glücklichen Lage. Ein großer Teil von Euch lebt im Wohlstand, fast alle seid Ihr wenigstens den schlimmsten Existenzsorgen entzogen. Eure Ernährung insbesondere kann ausreichend sein und dies allein gibt euch einen weiteren überaus wichtigen Gesundheitsschutz. Und endlich schützt Euch und macht Euch in hohem Grade von äußeren zufälligen Schädlichkeiten unabhängig Eure Jugend. Ihr befindet Euch im Alter der höchsten Kraft, der größten Widerstandsfähigkeit des Körpers. Viele Schädlichkeiten, wie z. B. die von Bitterung und Jahreszeit, welche dem jüngeren und dem höheren Alter sehr gefährlich sind, sind auf Euch fast ohne Einfluß, wie sich statistisch nachweisen läßt. Ihr von allen habt also in hohem Maße die Freiheit, Euer Leben vernünftig und gesund zu gestalten. Und nun haben wir furchtbare Schädlichkeiten kennen gelernt, die zu vermeiden, ganz ohne Zweifel in unserer Macht liegt. Wenn wir uns ihnen entziehen können, dann haben wir aber auch die Pflicht, uns ihnen zu entziehen! Die Pflicht gegenüber Familie, Volk und Staat, denen wir durch unsere Lebensarbeit die Kosten unserer Herstellung abzahlen, denen wir, bevor wir selbst absterben, brauchbaren lebendigen Ersatz liefern müssen!

Die Verkümmernng unseres Körpers durch Mangel an Bewegung in freier Luft, die Vergiftung des Körpers durch Alkohol und Syphilis, sie lassen sich vermeiden, wenn wir nur wollen;

aber auch nur dann, wenn wir wollen! Ihr seht, Kom-
militonen, welche ungeheure Bedeutung starkes, vernünftiges Wollen
für die Gesundheit hat. Es gibt für das Individuum,
wie für das Volk als Ganzes kein wichtigeres, kein
unentbehrlicheres Prophylaktikum als Vernunft
und Charakter!

Ich will Euch dies noch deutlicher beweisen und ich komme
dabei auf das, was ich heute vor allem ins Licht setzen möchte.
Neben den physischen wüten psychische Gifte in unserem Volkskörper,
welche seine Existenz noch viel schlimmer bedrohen, als jene.

Die ganze körperliche Ungeundheit der Einzelnen und die
physische Unfruchtbarkeit, — so verbreitet sie sind — sind unserer
Zukunft bei weitem nicht so gefährlich, wie ein anderes Uebel, das
wie ein Krebschaden gerade in unseren Kreisen in Entsetzen er-
regender Weise um sich greift; die freiwillige Unfruchtbarkeit.
Das Aussterben der Familie ist gewollt. Man will keine Kinder-
plage mehr.

Regelung der Kindererzeugung ist ein Gebot ver-
nünftiger menschlicher Ordnung; bewußter Verzicht auf
Kindererzeugung seitens der Normalen ein Verbrechen!

Ein solcher Entschluß ist das Ergebnis von Schlaffheit, Feig-
heit und Genußsucht, diesen Lastern des Wohlstandes. Wir müßten
jetzt, wo Deutschlands Reichthum wächst, alle Kräfte aufbieten, uns
von ihnen frei zu halten. Statt dessen lassen wir uns von Irrlehren
umgarnen, die uns völlig in den Schlamm hinabziehen müssen.

Drei Irrlehren sind es, die — soviel ich sehen kann — die
Gesundheit, ja die Existenz der führenden Klassen aufs gefährlichste
bedrohen! Sie stehen miteinander in naher Beziehung und werden
von denselben Propheten verkündigt. Ich meine die Lehre vom
Recht, ja von der Pflicht zu genießen, von der „Pflicht, sich aus-
zu leben“, wie der Ausdruck lautet: die Lehre, daß der künst-
lerische Geschmack Regent unserer Lebensführung werden
müsse, unsere wichtigste Aufgabe daher die künstlerische Erziehung
des Volkes sei; endlich die Lehre von der freien Liebe.

Alle drei entspringen einem Individualismus, der nicht
mehr überboten werden kann.

Die Lehre von dem „Sich ausleben“ behauptet, daß die For-
derung der überlieferten Moral: man müsse seine Begierden, seine
Triebe zügeln, ja manchmal sogar völlig unterdrücken, ganz ungerecht
und durchaus verwerflich sei, da dies zur Verkümmern der
„Persönlichkeit“ führe. Nur durch das Ausleben, durch die Be-
friedigung aller natürlichen Verlangen könne es zur vollen Ent-
faltung aller Anlagen und Fähigkeiten, zur Harmonie der Persön-
lichkeit kommen.

Ich will zunächst ganz davon absehen, daß diese Lehre alle
geistigen Regungen als gleichwertig ansieht, und von ihrem ungleichen
sozialen Werte nichts zu wissen scheint. Auch wenn ich mich auf
den Standpunkt stelle, daß jeder sich als den „Einzigen“ zu betrachten

habe und alles außer ihm als „sein Eigentum“, komme ich zu dem Schlusse, daß diese Lehre die Bedürfnisse der geistigen Existenz und das Wesen der Persönlichkeit vollkommen verkennt.

Wie der ganze Organismus als ein Gleichgewichtszustand geregelter energetischer Umwandlungen aufgefaßt werden muß, welcher vermöge der eigenen Trägheit gegenüber zufälligen energetischen Einwirkungen von außen in hohem Grade stabil ist, — ein rasch rotierender Kreisel überwindet manche Störungen z. B. Unebenheiten des Bodens ohne zu fallen — so erfordert auch unser geistiges Wesen eine gewisse Standfestigkeit unseres seelischen Erregungszustandes, ein seelisches Gleichgewicht, die Entwicklung von „Persönlichkeit“. Wir wären geradezu existenzunfähig, der Spielball jedes zufälligen Reizes, würden in der allergefährlichsten Weise handeln, wenn der augenblickliche Impuls keinen Widerstand fände, sich stets „ausleben“ könnte. Schon im „Unterbewußtsein“, in den niederen nervösen Zentren des Rückenmarks, des verlängerten Marks und der Hirnstammganglien finden wir einen mächtigen Hemmungsapparat entwickelt, der viele Reize unschädlich verflingen macht, gewissermaßen durch innere Reibung aufzehrt. Und das ganze Bewußtsein hat vom Standpunkte der Erhaltung des Individuums den Hauptzweck, durch die Anhäufung von Erinnerungen, durch die Ermöglichung und Vorbereitung von Assoziationen, durch einen festen Stock von starken Lust- und Unlustgefühlen Vorrichtungen zu schaffen, welche den widerstandslosen Einbruch mächtiger Impulse und ihre sofortige Umsetzung in Handlungen verhüten. Dieser feste Stock von Erinnerungen und Assoziationen mit ihrer eigentümlichen Betonung mit Lust und Unlust, das ist die Persönlichkeit, das ist der Charakter. Seine Stabilität, seine Festigkeit empfinden wir instinktiv mit Lust. Sein Gleichgewicht, seine gleichmäßige Gefühlsbetonung empfinden wir als unsere Individualität, als Unabhängigkeit, Selbständigkeit, Freiheit. Der augenblickliche Impuls, der unser seelisches Gleichgewicht über den Haufen wirft, der Widersprüche und Zwiespalt in unser Ich hineinträgt, er ist das „Niedere“, jener Hemmungsapparat unsere „höhere Natur“. Man kann geradezu sagen, daß das Wesen wahrer Kultur in der Entwicklung dieses Hemmungsapparates besteht und daß es keine Entfaltung der „Persönlichkeit“ gibt ohne Anechtung der Sinnlichkeit. Sie besteht in der Kraft des Wollens, in der Erziehung des Willens zur Herrschaft über die Antriebe und Reize der Körperlichkeit, der Sinnlichkeit. Die Genußsucht zur Herrin machen, das heißt nicht allein das Wesen der wahrhaft menschlichen Persönlichkeit zerstören — die Entwicklung seiner Großhirnrinde macht den Menschen zum Menschen! Epimetheus und Prometheus ist nur er! — das heißt auch direkt gesundes Leben unmöglich machen. Ich spreche immer noch nur vom „Einzigigen!“ Wir müßten direkt physisch krank werden, wenn wir uns widerstandslos jedem Sinnenreize überlassen würden. Statt theoretischer Auseinandersetzung ein eigenes Erlebnis!

Als ganz junger, unerfahrener Bursch wanderte ich einmal mit meinem Ranzen auf dem Rücken im Salzkammergut von Fisch nach Hallstatt. Es war in den Hundstagen und am Nachmittage wurde es furchtbar heiß. Ich bekam Durst und fing an bei jeder Quelle zu trinken. Je öfter ich trank, desto heftiger wurde mein Verlangen nach Wasser; bei jedem noch so kleinen Wässerlein blieb ich stehen und suchte die Tropfen in meinen Becher zu sammeln. Je weiter ich in's Felsige hineinkam, umso spärlicher wurden die Wasserflüsse, umso zügelloser aber auch mein Durst. Schließlich vermochte ich tatsächlich an keiner nassen Stelle vorüber zu gehen, ohne an den Steinen zu lecken, und als ich endlich am späten Abend in Hallstatt anlangte, war ich körperlich aufs äußerste erschöpft und innerlich so zerbrochen, daß ich noch nach mehreren Tagen den Hof fühlte, den meine sittliche Persönlichkeit erlitten hatte. Später lernte ich stundenlang wandern und steigen, ohne zu trinken und den Durst spielend ertragen.

Die Erinnerung an dieses an sich recht harmlose Erlebnis hat sich tief in mein Gedächtnis eingegraben und hat mich lebendig von der Richtigkeit dessen überzeugt, was die erfahrenen und klugen Nervenärzte lehren, daß ein großer Teil der Nervenschwäche unserer Zeit die Folge ihrer Willensschwäche, ihrer Unerzogenheit zur Selbstbeherrschung, eine Folge des gepriesenen „Sichausleben“ ist! Wenn wir, statt uns im Gebrauch unserer Vernunft immer mehr zu vervollkommen, das bißchen, das wir können, auch noch verlernen, das ist dann der richtige Boden für Geschlechtskrankheiten und Alkoholschäden. In Gesellschaft von Herrn Bacchus und Frau Venus lebt sich's ganz besonders flott aus — und zu Ende!

Aber weiter! Existieren wir denn, können wir denn existieren als „Einzige?“ Ist nicht die ganze Beherrschung der Naturkräfte alles und jedes in unserer Zivilisation und Kultur Erzeugnis der Schaffensgemeinschaft? Ist nicht jede Möglichkeit der Erhebung der Menschheit auf lichtere Höhen an die Zunahme der Sozialisierung geknüpft? Sind nicht selbst die Werke der größten Genien nur ermöglicht, ja geradezu abhängig vom allgemeinen Stande der Kultur und von der Zusammenarbeit unzählig Vieler?

Und wenn sich dies so verhält — und wer wagte zu widersprechen? — ist es dann verträglich mit dem Lebensinteresse der Nation oder der Menschheit, die Entwicklung, das Ausleben aller Anlagen des Individuums als Heilslehre zu predigen? Gesundes und Krankes, Zahmheit und Wildheit; Altruismus und Egoismus, Gott und Bestie hausen nebeneinander in der menschlichen Brust. Die menschliche Gemeinschaft darf nicht dulden, daß dies alles gleichmäßig wachse. Sie muß ein moralisches Ideal aufstellen und das Individuum moralischen Forderungen unterwerfen, wenn sie bestehen will. Nicht in die Sterne ist das Sittengesetz geschrieben, so daß es besonderer Sterndeuter bedürfte zu seiner Entzifferung und über seine Deutung Streit entstehen könnte; die Sittlichkeit ist das Naturgesetz der menschlichen Gesellschaft!

Durch Lehre und Beispiel, durch Drill und Erziehung, durch Auslese und Zuchtwahl, kurz mit allen Mitteln muß es dahin gebracht werden, daß die Menschen mehr und mehr soziale Wesen werden. Nicht im Sinne eines weichlichen Mitleids sondern in dem eines treuen Zusammenarbeitens auf Vervollkommnung. Jeder muß in der Gemeinschaft und für die Gemeinschaft tätig sein; nicht als willenloses Werkzeug, sondern in bewußter Einordnung und Unterordnung.

Nur auf diesem Wege blüht übrigens auch dem Individuum selbst wahres und dauerndes Lebensglück, da nur ein solches Gemeinschaftsleben der menschlichen Organisation und ihren Daseinsbedingungen voll entspricht. Wir sind nichts als kurzlebige Glieder eines gewaltigen Tierstocks: nur als solche haben wir Bedeutung und Wert. Blickt um Euch und sucht nach dem vollkommensten Seelenfrieden, nach dem gesündesten seelischen Gleichgewicht, nach der dauerhaftesten Heiterkeit, nach Harmonie des ganzen Wesens und Ihr werdet sie dort finden, wo am bewußtesten und hingebungs-vollsten für das Wohl der Anderen, der Familie, des Volkes, des Staates gearbeitet wird. Nur auf diese Weise vermögen wir alle Not des Einzeldaseins zu überwinden, uns von dem „Leid der Schranken“, das hochfliegende Seelen am schmerzlichsten bedrückt, völlig zu befreien!

Ich komme zum Zweiten. Nur die Erziehung zur Sittlichkeit d. h. zum Gemeinschaftsdienst, nur die staatsbürgerliche Erziehung, wie sie sich unser Herkulessteiner denkt und auszuführen sucht, kann die Menschheit zu Glück und Gesundheit führen. Eine Erziehung, welche die Entwicklung des künstlerischen Geschmacks in den Mittelpunkt stellen will, leitet auf eine falsche Bahn. Die künstlerische Bildung als solche liefert keine brauchbare Grundlage für die menschliche Gemeinschaft.

Hören Sie zunächst, welches Fazit Schiller in dieser Beziehung aus der Geschichte gezogen hat. Er sagt: „Aber es muß unser Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre.“

Bei näherer Betrachtung wird auch die Ursache dieser Gefährlichkeit der ästhetischen Betrachtungsweise leicht erkennbar.

Der ästhetischen Betrachtung kommt es vor allem auf den „Ausdruck“ an, auf die Angemessenheit von Form und Inhalt. In dieser Angemessenheit von Form und Inhalt liegt der Schönheitszauber der Gebilde der Natur; auch die menschlichen Gebilde sollen wenigstens etwas von diesem Zauber erhalten. Gewiß, ein edles, erstrebenswertes Ziel!

Aber eine Gefahr für den Betrachtenden liegt schon darin, daß der Frage dieser Angemessenheit gegenüber die Frage nach dem dargestellten Inhalt weit zurücktritt, leicht ganz übersehen wird. Das Unsittlichste wie das Sittlichste, das Lebenvernichtende wie das Lebenspendende kann „schön“ zum Ausdruck gebracht werden und die Grazie der Form versöhnt den Aestheten endlich mit allem. Die Werturteile sittlicher Natur verblassen leicht und eine gänzliche Verwirrung aller sittlichen Begriffe kann so leicht eintreten.

Dies wird umso schlimmere Folgen haben können, als der ästhetische Genuß selbst leicht entjittlicht. Das Genießen des Schönen in seine feinsten Einzelheiten hinein erfordert eine fortgesetzte Pflege und Ausbildung der Sensibilität, der Empfänglichkeit der Sinne; erfordert die beständige Beobachtung, das fortwährende Kosten der eigenen Affektstimmung. Dieses sich selbst Beschauen und seine Stimmung genießen wird dabei leicht allmählich einziger Lebenszweck. Zugleich stumpft der raffinierte Genuß die Empfänglichkeit wieder ab; die Phantasie wird rege und sucht nach immer neuen, nach immer stärkeren oder immer sublimeren Reizen, nach immer höherem Raffinement. Der verwöhnte Feinschmecker hat keinen Gaumen mehr für das nahrhafte Brot, für die schlichte Einfachheit gesunden Lebens. Da er kein brauchbares Organ mehr besitzt, um den Inhalt des Lebens zu erfassen, geht ihm auch leicht die richtige Auffassung von Schönheit verloren. Er verwechselt gefällige Form mit schöner Form und das Bedürfnis nach Luxus umschürt ihn und schlägt ihn endlich völlig in Fesseln.

Das beständige Nachempfinden von allem — und sei es das Widersprechendste! — läßt kein starkes, persönliches Empfinden aufkommen; keine feste widerstandsfähige Persönlichkeit.

Das starke Wollen, die Mühen und Sorgen des Tätigen vertragen sich überhaupt schlecht mit subtilem Kennertum und nur ganz besonders reiche und mächtige Persönlichkeiten vermögen beides in ihrem Wesen zu vereinigen. Denn es gehört in der That eine gewisse „neutrale“ Tönung des Gemütes dazu, um die feinsten Werte der Färbung, der Schattierung an einem Kunstwerk irgendwelcher Art wahrnehmen zu können!

Daher beim Aestheten absichtliche Erschlaffung des Willens, Unlust zu intensiver Arbeit, ja Ekel vor Betätigung und Verantwortung jeder Art. Das ganze Kerlchen schließlich eine taube Muß; eine Drohne und noch dazu eine impotente!

Dabei zerfallen nach und nach alle Schutzwehren der Persönlichkeit. Schutzlos steht der Aesthet dem Ueberfalle der gemeinsten tierischen Impulse ausgesetzt und mit Verwunderung sehen wir oft plötzlich das sublimen Wesen, das in den höchsten Aetherhöhen zu schweben schien, in das brutalste Tier verwandelt. „Verschwunden ganz der Erdensohn, Und dann die Intuition — ich darf nicht sagen wie —“ geschlossen!

Während es schon der feineren, zarter besaiteten, schwächeren Natur leicht so ergeht unter der Alleinherrschaft des künstlerischen

Geschmacks, wie stünde es erst mit dem großen Haufen der sogenannten Bananen? Diese unschätzbare wertvollen, kräftigen, handfesten, derben Naturen, die auf die Sache gehen: der wahre Wurzelstock eines Volkes. Auf sie wirkt vor allem der Inhalt der künstlerischen Darstellung und wenn sie z. B. Fleisch zu sehen kriegen, — sei's künstlerisch serviert wie immer! — so macht ihnen dies doch nur Appetit zum Essen.

Das dürfen die gewissenhaft schaffenden Künstler nie vergessen, welche ungeheure Bedeutung für die Masse der Nichtkünstler der Inhalt dessen, was sie formen, stets behalten wird:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!“

Dies gilt heute mehr als je, wo dank der Wissenschaft und Technik die Kunstwerke nicht mehr der Besitz einer kleinen Minderheit bleiben, sondern wirklich Gemeingut des ganzen Volkes werden können.

Die Beobachtung der Forderungen der Sittlichkeit, diese Grundbedingung des Gedeihens der menschlichen Gesellschaft muß auch von der Kunst gefordert werden; mag auch dabei gar manches, was an sich talentvoll, reizvoll und geistvoll wäre, ungeboren bleiben. Die entzückendste Darstellung graziöser Kokotten ist die Syphilis eines einzigen wackeren Muttersohnes nicht wert!

In der That, kein Volk, das gesund und stark bleiben will, kann den Künstlern schrankenlose Freiheit gewähren. Einer Kunst gegenüber, welche erklärt, ohne sittliche Schrankenlosigkeit nicht existieren zu können, gibt es für den Vaterlandsfreund nur einen Ruf: Fort mit dir! Denn — ich will absichtlich so hart und schroff sprechen, als möglich, damit meine Stimme gehört werde durch all das Gefäusel und Geblöte und Gesezes von der künstlerischen Erziehung des Volkes hindurch! —: Weder Kunst noch Literatur sind für die Existenz eines Volkes unentbehrlich, unentbehrlich ist aber eine gesunde Jugend! Die Gesamtheit aller Kunstwerke zusammen genommen ist nicht soviel wert als die Gesundheit unseres Nachwuchses. Ein Bildersturm, der das Höchste und Edelste, das die Kunst je hervorgebracht hat, mit zerstören würde, wäre immerhin noch besser als das Ertrinken im Sumpf der Decadence!

Denn ein gesunder Nachwuchs wird immer wieder einmal dazu kommen, hohe Kunst neu aus sich heraus zu schöpfen; für den Verkommenen aber sind die größten Meisterwerke stummer Blunder!

Ich höre schon, wie die ganze Aesthetenbrut aufschreien wird über meine Barbarei! Aber ich habe die Stimme eines der besten Künstler für mich, dessen sich Deutschland gegenwärtig erfreut. In einer trefflichen Rede im badischen Herrenhause sagte Hans Thoma: „Die Kunst muß sittlich sein und wenn sie es nicht ist, so verliert sie von selbst das Recht zu bestehen.“

Aber — den Schicksalsmächten sei Dank! — wir sind ja gar nicht vor dieses schreckliche Entweder—Oder gestellt. Die ernste männliche Kunst vermag sich der sittlichen Forderung zu beugen, ohne sich selbst aufzugeben. Wieder darf ich mich auf Hans Thoma berufen. Er sagte: „Denn die wahre Kunst beruht doch gerade auf höchster Sittlichkeit, indem sie berufen ist, das menschliche Fühlen aus dem dumpfen Triebleben des Begehrens zu einer dem Menschengenosse angemessenen Form zu erheben — und Formgeben in solchem Sinne ist auch zugleich Veredelung und Klärung!“ Eine unabsehbare Reihe der vollkommensten Kunstwerke, ja ganze Perioden stärksten künstlerischen Schaffens beweisen die Richtigkeit dieser Worte.

Die echte, hohe Kunst, die den angemessenen Ausdruck für das tiefste Geheimnis der Natur, Gestaltung für die letzten und höchsten Gedanken des Menschen sucht, sie führt uns an des Lebens Quelle hin. Sie möge uns in weihervoller Stunde, am Festtag das Wasser des Lebens reichen, damit wir uns stärken für die schwere Arbeit des Werktags!

Aber profanieren wir sie nicht, indem wir sie auf die Straße des Alltags zerren; stumpfen wir uns nicht ab für sie, indem wir sie uns vor Augen stellen, während unsere Gedanken notgedrungen ganz wo anders weilen. Wie anders Kunst auf uns wirken würde, wenn wir sie andachtvoll an geweihter Stätte genießen würden, das habe ich einmal an einem Sonntag in der Lorenzkirche in Nürnberg, diesem Juwel der deutschen Kunst, erlebt. Der Prediger wußte nur wenig zu bieten. Statt des Brotes des Lebens gab er den Stein der Orthodorie. Aber plötzlich klangen herrliche Laute an mein Ohr. Ich weiß nicht, wie er auf den glücklichen Gedanken gekommen war, der Prediger schloß mit Goethe und den weiten edlen Raum erfüllten die Worte:

„Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz, die Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!“

Tiefe Rührung kam über die Gemeinde und jeder betete die Worte im Herzen nach. Wirklich geweiht verließen wir die Kirche, gewappnet gegen die Ueberwältigung durch das Zeitliche.

Aber auch den Alltag soll uns die Kunst verklären. Sie werfe einen Strahl des Ideals in die harte Wirklichkeit, erinnere uns daran, daß auch die einfachste und unscheinbarste Arbeit den höchsten Zielen dient.

Ein einziges Bildchen von Ludwig Richter trägt in die Arbeitsstube alles Liebliche herein, was uns aufs Innigste bewegt in d eutscher Landschaft, weckt alles, was wir als Deuthestes empfinden

in unserm Herzen. Wie leise, süße Melodie tönt's von ihm her. Wie treue, fromme, liebevoll mahnende Augen verstorbener Eltern schaut's auf uns herab und macht's uns traut und heimlich in der Welt. Das ist Kunst, die das Leben vergoldet, die selbst Leben spendet. Ihr sei in jeder Stube, in jeder Werkstatt ein Altärchen andachtsvoll geweiht. Aber fort mit allem lauten Kram, fort mit allem Geziere und Vereize, das uns den Lebensraum verstellt, uns zerstreut und lockt und abzieht von der Arbeit. Alles muß schlicht und einfach und echt sein in unserer Umgebung, wenn wir selbst schlicht und einfach und echt sein und bleiben sollen.

Vertrauen wir echten, keuschen Künstlerseelen die Gestaltung unseres äußeren Lebens an, damit sie ihm die edle Form geben. Aber tun wir's ohne viel Aufhebens davon zu machen, wie Frau Regel Amrain mit den guten Kleidern und der guten Kost ihrer Kinder. Machen wir um Himmelswillen nicht durch Wichtigtuerei und breitspuriges Geschwätz das zur Hauptsache, was doch nur Hülle des edlen Kerns sein darf, auf den alles ankommt.

Wie herrlich hat es doch das Mittelalter verstanden, Zeit und Ewigkeit mit einem einzigen großen Kunstempfinden zu umfassen! In der Kirche erklang die Kunst als gewaltige Symphonie zum Lobe des Höchsten, im Hause als trautes Volkslied!

Aber was hat Kunst mit dem zu tun, was heute auf dem großen Handelsmarke, zu dem unser Leben geworden ist, mit allen Pfeifen und Trompeten und Posaunen der Reklame als Kunst ausgerufen wird? Was haben ernste Künstler und Kunstfreunde zu schaffen mit den Verkündigern des „Sichauslebens“ und des „Nur Kunst“!

Fragt redliche Männer, welche diese Leute und ihr Treiben sich näher angesehen haben, wie das, was da als höchste Kunst gepriesen wird, auf sie gewirkt habe und ihr werdet bald darüber in's Klare kommen, daß dieses ganze Treiben nur auf Aufreizung zur Zügellosigkeit, nur auf Entseßung der sexuellen Sinnlichkeit gemünzt ist.

Es wird soviel von Heuchelei geredet. Es wird soviel als Heuchelei lächerlich gemacht, wenn man die Jugend vor Schmutz behüten, wenn man ihr ihre angeborene Schamhaftigkeit, die beste Schutzwehr eines reinen Blutes und einer eigenartigen Persönlichkeit, zu erhalten sucht.

Aber wahrlich! Nirgends findet sich mehr Heuchelei und nirgends niederträchtigere Heuchelei als auf jener Seite, die uns weiß machen will, bei all den Altpfotographien und all den gemalten Nuditäten und bei allen den Liebhaberdrucken und erotischen Romanen, bei all den sexuellen Theaterstücken und Kabarettvorstellungen und Nacktdarstellungen handle es sich um Kunst! Nirgends mehr Heuchelei als bei jenen Leuten, die scheinheilig die Augen verdrehen: „Dem Reinen ist alles rein!“, die denjenigen einer „unreinen Phantasie“ beschuldigen, der ruhig sagt: Das alles ist ja nichts als Schweinerei! und die dabei sehr wohl wissen, was

sie treiben: Gemeinsten Simpelsang! Bei jenen, die „Freiheit der Kunst“ sagen und „Freiheit des Geldmachens“ meinen! „Doppelte Unmoral“ möchte man sagen.

Für dieses Gesindel gäbe es nur eine einzige richtige Antwort und das ist die des braven Soldaten Valentin:

„Wen lockst du hier? Beim Clement!
Vermaledeiter Mattensänger!
Zum Teufel erst das Instrument!
Zum Teufel hinterdrein der Sänger!“

Wir lieben heute allerdings sanftere Methoden. Gut, laßt uns diese anwenden. Das wahnwitzige Wort ist aufgekommen: „L'Art pour l'art!“ „Die Kunst für die Kunst!“ Nehmt die Leute beim Wort! Ueberlaßt sie einander: „Die Bohème der Bohème! Sorgt dafür, daß ihre Theaterstücke nicht besucht, ihre Bücher nicht mehr gekauft, ihre Blätter nicht mehr in die Hand genommen werden, kurz verderbt ihnen das Geschäft und ihr sollt Wunder sehen, wie rasch ihr Drang nach freier Kunst verraucht, wie bald sie entdecken werden, daß das Termingeschäft, das Borgen auf Wucherzins oder das Schnapsbudiker- und Bordellwirtssein ihr eigentlichster Beruf sei!

Neben und zwischen diesen Spekulanten in Kunst und Ausleben, diesen Parasiten des Reichthums und des Leichtsinns bewegt sich ein neurasthenisch aufgeregtes, armseliges Völkchen von Dichtern und Künstlerlingen, welche das wenig Sensationelle ihres Talentes durch das Sensationelle ihrer Stoffe zu ersetzen suchen oder von Hause aus hochbegabt selbst die Opfer des Sichauslebens und der sogenannten Kunst und des Alkohols geworden sind, nun die eigene Krankhaftigkeit und Verkehrtheit in ihre Erzeugnisse hineinbringen und das als Genialität betrachten, was eigentlich Abgeschmacktheit heißen sollte.

Laß dich durch diesen Klügel nicht länger verblüffen, Michel, und weise ihm den Weg dorthin, wohin er gehört, ins Sanatorium!

Und nun zur dritten Irrlehre, welche heute die Jugend zu verwirren bestrebt ist. Es klingt wirklich bestrickend das Lied von der „freien Liebe“, von dem Bunde zweier Menschen, welche gänzlich auf sich selbst gestellt und auch wirtschaftlich völlig von einander unabhängig lediglich durch Herzensneigung zusammengehalten werden und ihre Vereinigung sofort lösen werden, sobald das verklärende Feuer der Liebe zwischen ihnen verlöschen sollte! Es klingt so hoch und edel! Aber glauben Sie dem Arzte. Selbst in dieser ernst und ehrlich gemeinten Fassung ist es ein trügerischer, ein verderblicher Traum. Im Munde der niederen Schwarmgeister aber ist das große Wort wieder nur Lüge und Heuchelei, dazu bestimmt, der eigenen Gemeinheit ein nobles Mäntelchen umzuhängen.

Das hohe Ziel der körperlichen Vereinigung von Mann und Frau ist die Frucht! Die junge Menschenbrut, welche weiter sprossen und gedeihen, das herbsüße Dasein durchleiden und durch-

freuen soll, wie wir; mit stets verjüngter Kraft stets neu geboren!

Diese Bünde der freien Liebe aber tragen von vornherein das Stigma der Unfruchtbarkeit auf der Stirne. Denn gewissenhafte Menschen wird die Pflicht der Aufzucht der Kinder beisammen halten, auch wenn der Rausch der Liebe längst verflogen ist und — und dies ist viel wichtiger! — der ganze schöne Plan muß, wenn Kinder kommen, daran scheitern, daß die ungeheure Mehrheit der Frauen physisch nicht imstande ist, neben der Bürde der Mutterschaft und Kinderpflege auch noch die Last des selbständigen Erwerbes zu tragen. Ist doch für die Frau der gebildeten Stände von heute nur allzuhäufig die Mutterschaft allein schon etwas, das ihre Kräfte übersteigt. Auf eine gesunde und kräftige Nachkommenschaft wäre dann noch viel weniger zu rechnen.

In den Ohren des Arztes, der sich nicht in die Wolken der Schwärmerei verlieren darf, sondern vor allem standfest den Boden der Wirklichkeit behaupten muß, ist daher all das Gerede von der Prostitution der Frau in der Ehe und von der Notwendigkeit ihrer Emanzipation aus der Sexualknechtschaft in der Ehe behufs Hebung der geschlechtlichen Sittlichkeit, gerade so verstiegenes Geschwätz wie das sentimentale Schwärmen hysterischer Frauenzimmer über die Heiligkeit des Liebesrausches. Wenn Euch diese Art von Feminismus einmal über wird, Kommilitonen, dann empfehle ich Euch als treffliche Arznei, die euren Magen bald wieder in Ordnung bringen wird, die derbe Schrift Schopenhauers: „Methaphysik der Geschlechtsliebe“. So wenig sie dem unerschöpflichen Kulturwert echter Weiblichkeit gerecht wird; sie ist doch nahrhafte Männer-Kost.

Was aber die angebliche Prostitution jener Frau anbelangt, die in der Ehe für sich und ihre Nachkommenschaft Schutz und Nahrung beim Manne sucht, so handelt sie aus dem echtensten und berechtigtesten Instinkte heraus, da die Natur selbst die Aufgaben bei der Erzeugung und Aufzucht der Nachkommenschaft auf die beiden Geschlechter verteilt hat. Nicht dadurch wird das Geschlechtsleben veredelt, daß man seine Vorgänge zu Orgien steigert — und seien es auch nur Orgien des Gefühls! — sondern dadurch, daß wir den tierischen Trieb in den Dienst der höheren menschlichen Persönlichkeit, der Sozialisierung unseres innersten Wesens und der Erzeugung eines gesunden, tüchtigen und edlen Geschlechtes stellen. Ein solches hohes gemeinsames Ziel allein befreit Mann und Frau von aller Niedrigkeit. Wo die Gatten Genossen sind bei der Arbeit an der Veredelung der Menschheit in sich und in ihren Kindern, fällt die Frage ganz weg, wer von ihnen gibt und wer nimmt. Beide sind doch nur Verwalter des Pfundes, das einem höheren Herrn gehört!

Die volle Entwicklung frauenhafter Frauen, dieser edelsten Blüten am Baum der Menschheit kann nur gelingen, wenn wir Männer sie als Töchter und Schwestern, als Gattinnen und Mütter getreulich hegen und pflegen. Benützt das Weib lediglich als Werk-

zeug Eurer Lust und ihr verwundet es unheilbar in's innerste Mark hinein oder stößt es hinab, vielleicht in die tiefste Verkommenheit. Hütet Euch daher auch vor dem sog. „Verhältnis“. Der Anfang sieht ja reizvoll und poetisch aus, aber das Ende ist häßlich und gemein!

Ueberhaupt gibt es kein höheres soziales Gut als die Keuschheit der Frau. Nicht allein deshalb, weil die Keuschheit der Frau die einzige sichere Bürgschaft dafür ist, daß wir wirklich die Väter unserer Kinder sind; nicht allein deshalb, weil es ohne Keuschheit der Frau keine Zuchtwahl, keine Kei- und Edelzucht geben kann, sondern auch deshalb, weil die Keuschheit der Frau für uns Männer der Zwang ist, unseren Trieb in den Dienst der Schwachen und der Fortpflanzung zu stellen, wie es die Pflicht des reif gewordenen Gesunden und Tüchtigen ist.

Die wachsende Zahl der in ihrem Innern mehr oder weniger verkrüppelten und bresthaften Ehelosen und Kinderlosen ist wie eine schleichende Pest in unserem Volke und die Verderblichkeit der drei Irrlehren liegt hauptsächlich darin, daß sie uns seelisch verweichlichen. Sie machen uns vergnügungsfüchtig, schlaff und feig, so daß wir nicht mehr die Pflicht der Gatten- und Vaterschaft auf uns nehmen wollen. So betrügen sie das Volk als Ganzes um seinen Anspruch auf Nachkommenschaft und zugleich den einzelnen um jene höchste Entfaltung der Persönlichkeit, die erst die Elternschaft verleiht und um die schönsten Freuden des Lebens.

Ich glaube das Wichtigste von dem gesagt zu haben, was mir auf dem Herzen lag: Die Jugend hat die Pflicht, gesund zu leben. Diese scheinbar leichte und angenehme Pflicht ist tatsächlich eine der schwersten von allen. Denn nur einen Teil der Bedingungen gesunden Lebens vermag der Intellekt zu schaffen; die Hauptsache muß der Wille in unserem eigenen Innern verrichten. Es wird verlangt, daß wir Gifte meiden, materielle und psychische Gifte, die süß schmecken wie Honigseim. Es heißt Regungen zügeln und unterdrücken, welche aus den Wurzeln unseres Wesens hervorbrechen und beim ersten Ansturm unbesieglich scheinen; es heißt den wilden Kampf der Elemente in unserer zwiespältigen Natur meistern und das, was mit Zerstörung drohte, zum geduldigen Schaffen zwingen, wie in jenem lustigen Schwind'schen Bild der fromme Bischof den Teufel zum Kirchenbau!

Nichts liegt mir ferner, Kommilitonen, — das werdet Ihr wohl schon erkannt haben — als Lebensverneinung. Im Gegenteil! Ich möchte, daß sovielen Menschen als möglich, empfänglich bleiben, solange ihnen zu leben vergönnt ist, für alles das unendlich Viele, was schön und groß und gut ist in der Welt. Das Leben, meine ich, ist uns zu etwas besserem gegeben als zu einem kurzen Champagnerrausch mit endlos langem Ragenjammer dahinter. Die jungen Männer von 20 und 25 sollen freiwillig ein wenig asketisch sein, damit sie's nicht mit 40 und 50 Jahren gezwungen sein müssen. Es gibt verlockendere Zukunftsaussichten,

scheint mir, als schon mit 40 und 50 Jahren gebrestig und ausgerangiert zu sein, nicht mehr recht mit tun zu können, abseits stehen zu müssen, während um Dinge gearbeitet und gerungen wird, denen man gern seine Kräfte geweiht hätte, während man vielleicht noch voll von Plänen und Entwürfen ist. Ich kann mir Schöneres denken, als mit 40 oder 50 Jahren nach Karlsbad zu müssen für den Magen, oder in die Luftkur für die Nerven oder in die Terrainkur fürs Herz oder in die Wasserkur, um, wenn möglich, Gott Hymen wieder etwas gewogener zu stimmen! Oder vielleicht gar schon mit 40 oder 50 Jahren ganz und gar müder Philister sein, der armselig seinen täglichen Weg entlang kriecht, besorgt, daß die kümmerliche Maschine seines Daseins halbwegs weiter werkelt, daß alle seine tausend kleinen Bedürfnisse im gewohnten Tageslaufe ihre Befriedigung, alle seine tausend kleinen Malaisen ihre Linderung finden; keuchend und ächzend unter der Last des gleichgültig gewordenen Berufes; der einzige Trost ein gelinder Bier- oder Weindusel am Abend; — ohne Anteil und Antrieb für irgend etwas außerhalb des armen winzigen Ich!

Ich lobe mir das Alter, das noch derbe Kost zu verdauen vermag, noch einen Wetterpuff verträgt, noch Muskeln hat, um über Berg und Tal zu laufen, dem noch das Auge glänzt bei Dichtervort und Tongedicht, das noch dem Frühling und der Sonne entgegen jauchzt und allem, was jung ist und blüht, das noch hohe Ziele kennt und noch Kraft und Lust besitzt, in frischer Arbeit danach zu streben. Und das endlich, wenn die Kräfte wirklich schwinden, sich freuen kann, daß starke Kinder die Lebensfackel weiter tragen!

Mit der Askese, die dazu nötig ist, sieht's übrigens gar nicht so schlimm aus, als mancher Nengstliche vielleicht meinen mag. Gehen Sie einmal in unser „Freiland“! Lustigere Augen und fröhlicheren Mut werden Sie nirgends finden und keine Burschen, die höher hüpfen und springen können, die es herzhafter mit Fels und Eis aufnehmen und die frischer fühlen, was ein liebes Mädchel ist!

Alt werden, Himmelsgunst,

Jung bleiben, Menschenkunst!

Das Maß unserer geistigen und körperlichen Kräfte ist beschränkt, es heißt daher: Haushalten mit ihnen!

Haushalten! Nicht, um als knickerischer Geizhals Schätze zu hüten, welche die alles zerstörende Zeit doch entwertet, sondern um volle Einsätze machen zu können, wo es hohe Gewinne gilt! „Und setzest du nicht das Leben ein, nie wird dir das Leben gewonnen sein!“

Sparen, um voll geben zu können. Sein Bestes bewahren für einen edlen Zweck! Seine Kräfte konzentrieren auf die höchste individuell erreichbare Leistungsfähigkeit!

Und dann die volle Schale verhaltner Jugendkraft frohlockend dargebracht dem geliebten Weib, dem geliebten Werk, dem geliebten Vaterland!

Solche Sinnesart macht frei und heiter und schicksalswetterfest.

Mit keiner seiner Kräfte sollte der junge Mann häuslicherer umgehen, als mit seiner sexuellen. Denn das Wort unseres Dichtersfürsten in seinem kühnen Jugendgedicht „Männerwürde“ ist wahr:

„Aus eben diesem Schöpferfluß,
Woraus wir Menschen werden,
Quillt Götterkraft und Genius,
Was mächtig ist auf Erden!“

Welche Torheit, solche Götterkraft zu vergeuden!

Wenn sie dann und wann gar zu mächtig in Euch rumort, dann hinaus zum frohen körperlichen Spiel! Dann laßt Eure Muskel arbeiten und Euer Herz klopfen und Eure Lungen sich dehnen, bis Ihr ermüdet hinsinkt auf Euer Lager und froh seid, schlafen zu dürfen!*)

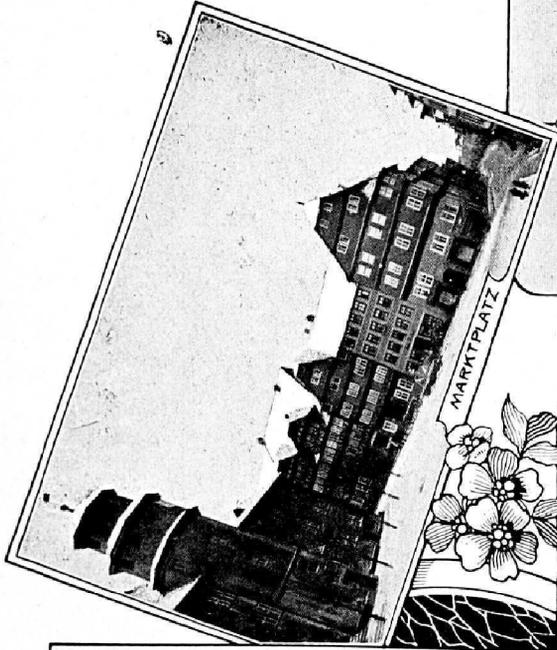
Wenn Ihr aber reif geworden seid und fähig, den eigenen Herd zu gründen, „siegreiche Selbstbezwinger, Gebieter der Sinne und Herren eurer Tugenden“, dann paare sich Gesundes mit Gesundem, Starkes mit Starkem, Getreues mit Getreuem! Das muß dann fröhliche Stammeltern geben, fröhliche Stammeltern eines starken und fröhlichen Geschlechts!

Viele sind berufen, Wenige auserkoren!

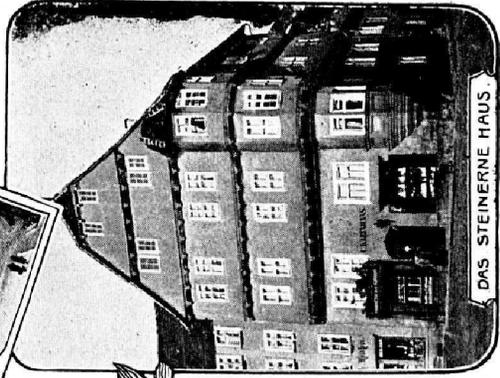
Für gar Manchen von Euch wird die Aufgabe einer solchen Lebensführung allzu schwierig werden. Aber Jeder versuche sein Bestes! Glaubt mir: Der Siegespreis ist köstlich.

*) Wer genauer wissen will, wie mans machen muß, der lese die Schriften des „Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland“, insbesondere den „Ratgeber zur Pflege der körperlichen Spiele an den deutschen Hochschulen“. 3. Auflage. Teubner, Leipzig. 80 Pfg.





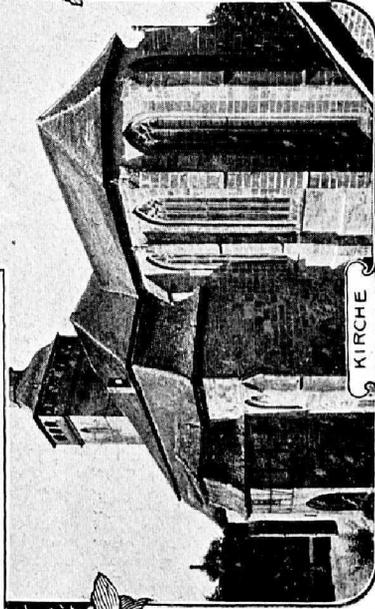
MARKTPLATZ



DAS STEINERNE HAUS



DIE ALTE LINDE (fast 1000 Jahre) IM STADTPARK



KIRCHE



BOVEN AN DER STADT MIT DEM EULENTURM



ERMSCHWERDERSSTRASSE

Ansichten von Wittenhausen.

VI. Zur Nachricht.

Wir werden gebeten, unsere Kameraden und Freunde darauf aufmerksam zu machen, daß die Firma **Carl Bödiker u. Co.**, Kommanditgesellschaft auf Actien, Hamburg 8, Alstahaus, und die Filialen der Firma in Ostasien und Südwestafrika sich zu folgenden Diensten für Offiziere, Beamte, Farmer, Ansiedler und deren Angehörige erbieten:

Lieferung von Waren aller Art nach Uebersee,
Ankauf aller exportfähigen Kolonialartikel,
Auskünfte über die Verhältnisse in den Kolonien,
Zusammenstellung von Fahrplänen, Besorgung von Billets und
Kabinenplätzen,
Einrichtungen von Haushaltungen und Farmbetrieben (Mobilier,
Windmotoranlagen, landwirtschaftliche Maschinen usw.),
Expedition von Mobilien und Gepäck,
Vermittlung von Telegrammen, Briefen und Paketen,
Briefliche und telegraphische Geldsendungen,
Annahme und Verzinsung von Depositen,
Kreditbriefe.

Für Auskünfte und Vermittlungen wird nur Ersatz der Kosten erbeten.

Anzeigen.

Fabarius, G. A. Die Schlacht bei Riade.
Ein Rückblick auf die erste Gründung des Deutschen Reiches unter Heinrich dem Städteerbauer, mit besonderer Berücksichtigung der Geschichte deutscher Ansiedelung. Halle a. S. 1896, Ed. Anton.

Fabarius, G. A. Die allgemeine weibliche Dienstpflicht. Ein Beitrag zur sozialen Frage im Deutschen Volke. Essen 1895, D. G. Bädeler.

Fabarius, G. A., Deportation von Verbrechern nach den deutschen Kolonien. Berlin 1896, M. Warnack.

Fabarius, G. A., Eine Deutsche Kolonialschule. Denkschrift. Coblenz 1897. Kindt und Meinardus.

Handbuch der Tropen-Krankheiten, herausgegeben von **Dr. Carl Menze** in Cassel, Herausgeber des „Archivs für Schiffs- u. Tropenhygiene.“ 3 Bde. 1905—1906. Geb. Mf. 60.50.

Dr. C. Menze, Tropische Gesundheitslehre und Heilkunde. 1902. Geb. Mf. 3. —

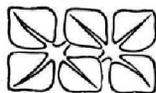
Uldinger, Paul Dr. phil. Die Neubefestigung der deutschen Bistümer unter Papst Innocenz IV. Leipzig, A. G. Teubner, 1900.

Jugendgesang. Liederbuch fahrender Schüler für Marsch und Raft, herausgegeben von **P. Uldinger**, Stuttgart, A. Lung, 30 Bfg.

„O Deutschland, herrliches Vaterland,“

Sang der Kolonialschüler,
Dichtung von **P. Uldinger**,
in Musik gesetzt von **W. Weber**.

Zu beziehen durch Buchhändler **Weber**, Wigenhausen.
75 Bfg.





Bücherfreunden

im Ausland und in den Kolonien empfehlen wir zum Bezug aller im In- und Ausland erscheinenden Bücher und Zeitschriften, Musikkalien und Kunstblätter, die 1863 gegründete, sich allerorts des besten Ansehens erfreuende

Exportbuchhandlung G. A. v. Salem
in Bremen.

Die vierteljährlich erscheinenden „Bremer Nachrichten vom Büchermarkt“ (eine Bücherchau für Literaturfreunde im Ausland) der „Deutsche Kolonialkatalog“ und andere Propagandaschriften der Firma gelangen auf Wunsch überallhin kostenlos zur Versendung. Eine Postkarte genügt.

Eine falsche Ansicht!

Vielfach findet man die Ansicht verbreitet, das Coffein sei derjenige Bestandteil des Kaffees, dem dieses Getränk seinen Geschmack und sein Aroma verdankt. Diese Ansicht ist falsch. Das Coffein ist ein völlig geruch- u. geschmackloses Alkaloid und hat infolgedessen auf den Genußwert des Kaffees keinerlei Einfluß. Der coffeinfreie „Kaffee Hag“ schmeckt genau so wie der coffeinhaltige Kaffee. Der Unterschied zwischen beiden Kaffeesorten liegt nur in der Wirkung auf den menschlichen Organismus. Während der coffeinhaltige Kaffee die Herz- und Nerventätigkeit ungünstig beeinflusst, und sein Genuß daher den Herz- und Nervenleidenden untersagt wird, hat der coffeinfreie „Kaffee Hag“ diese Eigenschaften nicht und kann ohne nachteilige Folgen von all denen getrunken werden, welche die Coffeinwirkung des un bearbeiteten Kaffees aus irgend einem Grunde nicht vertragen können.

Man verlange in den Hotels, Cafés und Restaurants, in den Speisewagen und an Bord der Passagierdampfer coffeinfreien „Kaffee Hag.“

Auf Wunsch Gratisproben u. wissenschaftliche Literatur durch die

Kaffee-Handels-Aktien-Gesellschaft Bremen.



Su beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Deutsche Rundschau

• • für Geographie und Statistik. • •

XXX. Jahrgang.

1907/1908.

XXX. Jahrgang.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von
Professor Dr. Friedrich Umlauf in Wien.

Zu einzelnen Heften 1 Mk. 15 Pfg. nur durch den
Buchhandel zu beziehen.

Ganzjährige Pränumeration 13 Mk. 50 Pfg. für 12 Hefte inklusive
Franko-Zusendung.

Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ erscheint in monatlichen, reich illustrierten Heften von 3 Bogen Umfang mit je einer Karte zum Preise von 1,15 Mk. pro Heft. — Jedes Heft ist einzeln käuflich; 12 Hefte bilden einen Band. Preis des Jahrganges von 12 Heften 13,50 Mk. inkl. Franko-Zusendung. Beträge mit Postanweisung erbeten. — Probehefte stehen auf Verlangen gratis und franko zu Diensten. Man ersuche durch Postkarte darum. Die Zeitschrift ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen, durch erstere auch Probehefte und Prospekte.

A. Hartleben's Verlag in Wien, 1. Seilerhütte Nr. 19.



HOMMEL's Preisliste

ist ein

Universal-Lexikon

für Werkzeuge

ca. 700 Seiten stark mit 4000 Abbildungen,
für Werkzeugmaschinen

500 Seiten stark mit 800 Abbildungen.

Gratis-Versand an Bedarfs-Interessenten gegen Einsendung des Paketportos auch in Briefmarken.

HOMMEL

ist eine gesetzlich geschützte Marke für beste zweckentsprechende
moderne Werkzeuge.

Bei Bedarf von Werkzeugen u. Maschinen für Gas-, Luft-, Dampf- u. Wasserheizungs-Installation, zum Schneiden von Schrauben u. Röhrengewinden, für die gesamte Elektrotechnik u. Telegraphenbau, Feinmechaniker, Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede, Spengler, Kesselschmiede, Kupferschmiede, Normal- u. Kontroll-Messwerkzeugen, Werkzeugen u. Maschinen für Schreiner, Glaser, Holzdreher, Wagner, Küfer, Zimmerleute, Sägewerke, Werkzeugen u. Geräten für Erd- u. Steinarbeiter, sowie Bahnoberbau, ferner Hebewerkzeugen, Aufzugmaschinen, Flaschenzügen, Ketten, Winden usw. bitten wir Offerten zu verlangen.

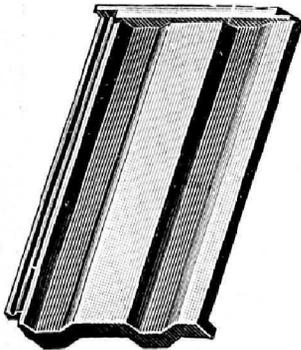
Wir liefern nur die vorzüglichsten Qualitäten, welche in Deutschland im Gebrauch sind auch in einzelnen Stücken bei sortierten Zusammenstellungen.

H. HOMMEL Mainz. G. m. b. H.

Formen-Maschinen

zur Herstellung von

Baumaterialien aus Sand u. Zement :



„Drees Victoria“
Cement-Doppelfalzziegel.

wie Mauersteine, Dachziegel, Kanalrohre, Brunnenringe, Treppenstufen, Flurplatten usw. usw. Diese Baumaterialien werden auf unseren einfachen von jedermann nach einigen Tagen Uebung zu bedienenden Maschinen geformt und erhärten an der Luft, da das Material **Sand u. Zement** d. h. **Beton** ist. Betonwaren sind mit Vorteil überall herzustellen, wo **Sand** und **Zement** vorhanden; dann ist jeder sein eigener Baumeister.

Unsere Maschinen sind für Handbetrieb; Brennöfen oder Maschinenkraft sind nicht erforderlich. Beachten Sie den Artikel in Heft 1 vom April 1909 dieses Blattes.

Auskunft und **Kostenanschläge** durch die erste und älteste rhein.-westf. **Spezialfabrik** für **Zementformenbau**

Augustushütte, Drees & Co.,
Burgsteinfurth a. W. in Westf.

Journal d'Agriculture tropicale

Fondé par

J. Vilbouchevitch, Paris 164, rue Jeanne d'Arc-Prolongée.
Abonnements.: un an, 20 francs.

**Illustriertes Monatsblatt für Agrikultur,
Agronomie u. Handelsstatistik der tropischen Zone.**

Tropisch-landwirtschaftliche Tagesfragen. — Bibliographie. — Auskunft über Produktenabsatz. — Ernteaufbereitungsmaschinen. — Viehzucht. — Obst- und Gemüsebau.

Jeder fortschrittliche, französischlesende, tropische Landwirt sollte neben seinem nationalen Fachblatte auch auf das „**Journal d'Agriculture tropicale**“ Abonnent sein.

Berliner Agent: **R. Friedländer & Sohn**, N.-W., Karlstr. 11.

Julius Groos, Verlagsbuchhandlung Heidelberg.

== Koloniale Sprachbücher, ==

wichtig für alle Offiziere, Beamte, Missionare, Kaufleute, Farmer, Händler etc., die mit den Eingeborenen unserer Kolonien in Kamerun, Togo, Ostafrika, in Beziehung treten.

Die Duala-Sprache in Kamerun. Systematisches Wörterverzeichnis u. Einführung in die Grammatik von A. Seidel. 8° (VIII und 119 S.) 1904. Gebunden Mk. 2.—

Lehrbuch der Ewe Sprache in Togo (Anglo-Dialekt). Mit Übungsstücken, systematischem Vokabular und einem Lesebuch. Von A. Seidel. 8° (VIII und 176 S.) 1906. Gebunden Mk. 2.—

Die Ewe-Meger bewohnen den ganzen südlichen Teil der deutschen Togo-Kolonie zwischen Volta und Mono von der Küste bis oberhalb des 7. Grades. Das vorliegende Buch beruht in der Hauptsache auf persönlichen Studien und Originaltexten; für die Anordnung des Stoffes ist die Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse, denen das Buch doch hauptsächlich dienen soll, maßgebend gewesen.

Die Haussa-Sprache. La langue haoussa. The Hausa language Grammatik (Deutsch, Französisch und Englisch) und systematisch geordnetes Wörterbuch: Haussa — Deutsch — Französisch — Englisch. Von A. Seidel. 8° (XVI und 292 S.) 1906. Gebunden Mk. 4.—

Die Haussa-Sprache wird im ganzen westlichen Sudan, teils als Landessprache, teils als Verkehrssprache gesprochen und verstanden. In den deutschen wie in den englischen und den französischen Kolonialgebieten dieses Teils von Afrika ist daher die Kenntnis dieser Sprache für Militärs, Beamte, Missionare, Händler, Forschungsreisende usw. ein dringendes Bedürfnis. Deshalb erschien es zweckmäßig, das Buch gleichzeitig auch in englischer und französischer Sprache erscheinen zu lassen.

Suaheli-Konversations-Grammatik nebst einer Einführung in die Schrift und den Briefstil der Suaheli von A. Seidel. 8° (XVI und 404 S.) 1900. Gebunden Mk. 5.—

Schlüssel dazu (95 S.) von A. Seidel. Kart. Mk. 2.—

Systematisches Wörterbuch der Suahelisprache in Deutsch-Ostafrika nebst einem Verzeichnis der gebräuchlichsten Redensarten von A. Seidel. 8° (XII und 178 S.) 1902. Gebunden Mk. 2.40.

Neben diesen speziell für unsere kolonialen und überseeischen Interessen wichtigen Büchern verweisen wir auf die übrigen im gleichen Verlag erschienenen Lehrbücher zum Studium der neueren Sprachen für Deutsche und Ausländer nach der Methode Gaspey-Otto-Sauer, die Grammatiken, Sprachlehren, Lese- und Gesprächsbücher in folgenden Sprachen umfassen: Arabisch, Dänisch, Englisch, Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Polnisch, Portugiesisch, Russisch, Schwedisch, Spanisch, Türkisch und Ungarisch. Hierüber stehen den Interessenten besondere Prospekte kostenlos u. postfrei zur Verfügung.

Sämtliche Bücher sind durch jede Buchhandlung des In- u. Auslandes zu beziehen.

Deutsche Kolonialschule.



Zu den Pflanzzeiten im Frühjahr und Herbst empfehlen wir aus unseren Baumschulen

Hoch- u. niederstämmige

Obstbäume

in den bestbewährten Sorten von

**Aepfel, Birnen, Kirschen,
Pflaumen, Pfirsichen u. Aprikosen**

in reichbewurzelten, kräftigen, jungen Stämmen.

Bestellungen sind zu richten an:

Deutsche Kolonialschule
Witzenhausen a. W.

Ausführliche Preislisten stehen kostenlos
zur Verfügung.

Bödikers Familien-Telegraphenschlüssel.

4. erheblich vermehrte und verbesserte Auflage.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Aeusserst einfaches System ohne Zahlen; Telegramme ohne Benutzung
von Bödikers Familien-Telegraphenschlüssel kosten bis zu 1500 mehr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Eng. Jaeger, Witzzenhausen,

Sattler-Lehrmeister

an der Deutschen Kolonialschule „Wilhelmshof“.

Anfertigung und Lager

completer Sattelzeuge und Geschirre,

sämtlicher Lederwaren

für Reit- und Reisebedarf.

Ferner empfehle ich den Herren draussen und drinnen
mein neu eingerichtetes

Lager in Tropen-Ausrüstungen

zum Bezuge von

Tropen-Kleidung, Wäsche, Kopfbedeckung, Gamaschen,
Tropenschuhen, Tropen- u. Cajützkoffern.

Ständiges Musterlager i. d. Museumsräumen der Deutschen Kolonialschule.

Dr. Kade

BERLIN SO 26

Spezialgeschäft für mod. Sanitätsmaterial.

Sämtliches Kriegs- und Friedenssanitätsmaterial. — Compl. Kriegs- u. Friedenssanitätsausrüstungen. — Compl. medizin. Ausrüstungen für die Tropen. — Compl. Einrichtungen für Krankenhäuser, — Compl. ausgerüstete Barackenlazzarette für das Rote Kreuz.

Bewährte, praktische Arzneiformen für Militärbedarf und den Gebrauch in den Tropen.

Comprimierte Verbandstoffe in zerlegbaren Pressstücken. — Comprimierte Binden.

Bewährte deutsche Arzneipräparate in Originalpackung:

Dr. Kade's Deutsches Fruchtsalz,

Dr. Kade's bewährtes Dysenteriemittel,

Dr. Kade's bewährt. Malariamittel, Bandwurmmittel etc.

Preislisten in deutscher, franz., engl., span. u. holl. Sprache.

Speziallisten und Spezialprospekte zu Diensten.

Der Evangelische Hauptverein

für

Deutsche Ansiedler und Auswanderer, G. V. in Witzehausen a. Werra

erteilt Auswanderungslustigen aller Stände über unsere Kolonien wie über andere Auswanderungsgebiete

Rat und Auskunft,

tritt für die Auswanderer vor den zuständigen Behörden ein, pflegt den Zusammenhang mit der deutschen Heimat und ist auf Erhaltung und Stärkung des Deutschtums im Auslande bedacht.

Sein Vereinsblatt

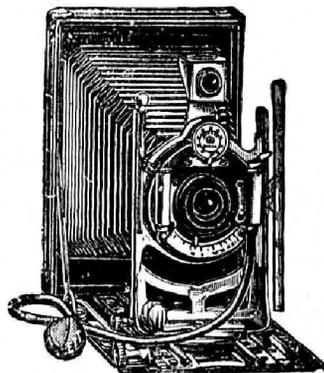
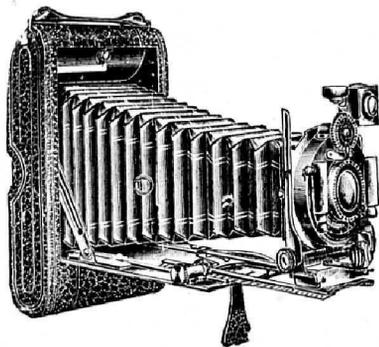
„Der deutsche Auswanderer“

(illustriert) erscheint vierteljährlich und wird jedem, der einen Beitrag von mindestens Mk. 4.— zahlt, regelmäßig zugesandt.

Anfragen und Beitrittserklärungen sind zu richten an die Geschäftsstelle des Vereins zu Witzehausen.

Photographie- u. Kinematographie-

Ausrüstungen und sämtliches Zubehör sowohl für **Amateure** als auch für **Fachphotographen** werden gewissenhaft, prompt u. sachgemäß geliefert. Man verlange Anstellung oder Katalog.



Als beste Empfehlung für die Reellität und Promptheit dienen nachstehende, mir bereits in diesem Jahre bis 15. Jan. unaufgefordert zugegangene Anerkennungen überseeischer Besteller.

Kurze Auszüge:

1. aus D. S. W. A.: „Ich habe einen grösseren Auftrag u. wende mich wieder an Ihre w. Fa., denn sie war immer noch die **beste Lieferantin.**“
2. do. do. „Im Besitz Ihrer w. Sendung, teile ich Ihnen mit, daß dieselbe wieder zu meiner **grössten Zufriedenheit** ausgefallen ist. Ebenso die Chemikalien haben auch bei meinen Kameraden **vollste Anerkennung** gefunden.“
3. do. do. „Ich kam in den Besitz der Ihnen bestellten Kamera etc. Alles befand sich im **besten Zustande**, weshalb ich für die **sachkundige Verpackung** etc. bestens danke.“
4. aus Süd-Amerika: „Da ich Ihre Firma bereits von Hamburg aus kenne u. auch von verschiedenen Freunden hier empfohlen wurde, so bitte ich“ usw.

W. Frankenhäuser,
Hamburg, Versand: Neuer Wall 55/57,
Verkauf: Jungfernstieg 33.
Postfach 15 Amt 36.

Erdbohrer

sowie sämtliche

Tiefbohr-Werkzeuge und -Maschinen

für alle Tiefen und Erdarten
zur Erschliessung und Erschürfung von **Wasser,**
Oelen, Salzen, Erzen, Kohlen usw.

* * *

Zu

Boden-Untersuchungen

und für Versuchszwecke aller Art:

Mayer's Hand-Tiefbohrapparat

für Tiefen von 1—30 Meter.

Grosses Lager fertiger Werkzeuge und Röhren.

Brunnenmacherartikel.

Katalog Nr. 42 in deutscher, französischer, englischer
und russischer Sprache.

Export nach allen Ländern. A. B. C. Code.



Tiefbohr-Maschinen- u. Werkzeuge-Fabrik Nürnberg

Heinrich Mayer & Co.

Nürnberg-Doos.



Dingeldey & Werres



Hoflief. Sr. Hoheit des

Herzogs Adolf Friedrich

zu Mecklenburg.

Erstes deutsches Ausrüstungsgeschäft für Tropen, Heer und Flotte
==== (Früher v. Tippelskirch & Co.) ====

Telefon: Amt VI, 3963, 3964. **Berlin** Telegr.-Adr.: Tippotipp, Berlin.

W. Potsdamerstrasse 127/128.

Bank-Conto: Deutsche Bank.

Grand Prize St. Louis 1904 Goldene Medaille Berlin 1907
u. 14 andere erste Auszeichnungen. u. 14 andere erste Auszeichnungen.

Eigene Fabrik

für
Zelte jeder Art,
Zelt-
einrichtungen,
Tische, Stühle,
Betten, Tropen-
möbel und Reit-
ausrüstungen.



The Germans to the front.
(Eingetragene Schutzmarke.)

Usedomstr. 21.

Atelier
für Bekleidung
jeder Art,
für Gesellschaft,
Jagd- Reise-
u. Tropenbedarf
im Hause.

Spezialgeschäft für kompl. Tropen-Ausrüstungen

Moskitonetze, Badewannen, Dusche- u. Waschapparate,
Zusammenlegbare Möbel, Reise-Tische, Reise-Stühle,
Kochgeschirre u. Menagen, Tropen- u. Heimatsuniformen
für Militär u. Beamte, Militär-Effekten, Tropen - Zivil-
Kleidung, -Kopfbedeckungen, -Wäsche, -Fussbe-
kleidung, Gamaschen, Koffer, Zelte, Bettstellen, Wasser-
filter u. -Behälter, Feldflaschen, Expeditionslampen,
Laternen, Windleuchter, Uhren, Kompass u. Brillen,
Reit-Ausrüstungen, Patronentaschen und Gürtel,
Waffen und Munition.

Verpflegung u. Getränke evtl. in Wochenkisten sachgemäss zusammengestellt.

Preislisten und Spezial-Aufstellungen für Reisen, Expeditionen sowie für längeren
Aufenthalt in überseeischen Ländern stehen auf Wunsch gratis zur Verfügung.

Zusammenstellung von Jagdexpeditionen bzw. Anschluß-
vermittlung an solche in Britisch Ost-Afrika unter Führung von
langjährig dort ansässigen, weidgerechten Deutschen. —
Auf Wunsch Prospekt kostenlos.

Die nachstehenden

Kolonialwirtschaftlichen Mitteilungen

gehen uns soeben erst nach Abschluß dieses Heftes zu:

Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft

Kolonial-Abteilung, Berlin SW11, Dessauer Straße 14.

Die nächste Versammlung der Kolonial-Abteilung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft wird sich wiederum mit sehr wichtigen Fragen der kolonialen Landwirtschaft, nämlich der Bewässerung und der Baumwollkultur zu befassen haben. Ueber die letzte hat im Anschluß an den in der Oktoberversammlung gehaltenen Vortrag des Herrn Professor Dr. Warburg noch keine Erörterung stattgefunden. In der Februarversammlung wird nun Herr Regierungsrat Dr. Busse, landwirtschaftlicher Referent beim Reichs-Kolonialamt, über seine diesjährigen Reisebeobachtungen in Nord-Amerika und Turkestan einen Vortrag halten mit dem Thema: „Studienreisen im Jahr 1909 nach Nordamerika und Turkestan mit besonderer Berücksichtigung der Baumwollkultur“.

Außerdem wird der Geschäftsbericht über das erste Arbeitsjahr der Kolonialabteilung erstattet werden.

Kolonialwirtschaftliches Komitee, Berlin.

In der Ankündigung einer Verteidigungsschrift der Caravonica Cotton Growers, London, gegen die Baumwollcentrale, G. m. b. H., Berlin, welche Firmen den Verkauf von Caravonica-Baumwollsaat betreiben, wird der Name des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees genannt.

Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee erklärt, daß es mit dem Streit zwischen den beiden Firmen nichts zu schaffen hat.


Druck v. Chr. Trautvetter, Wizenhausen.
